This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

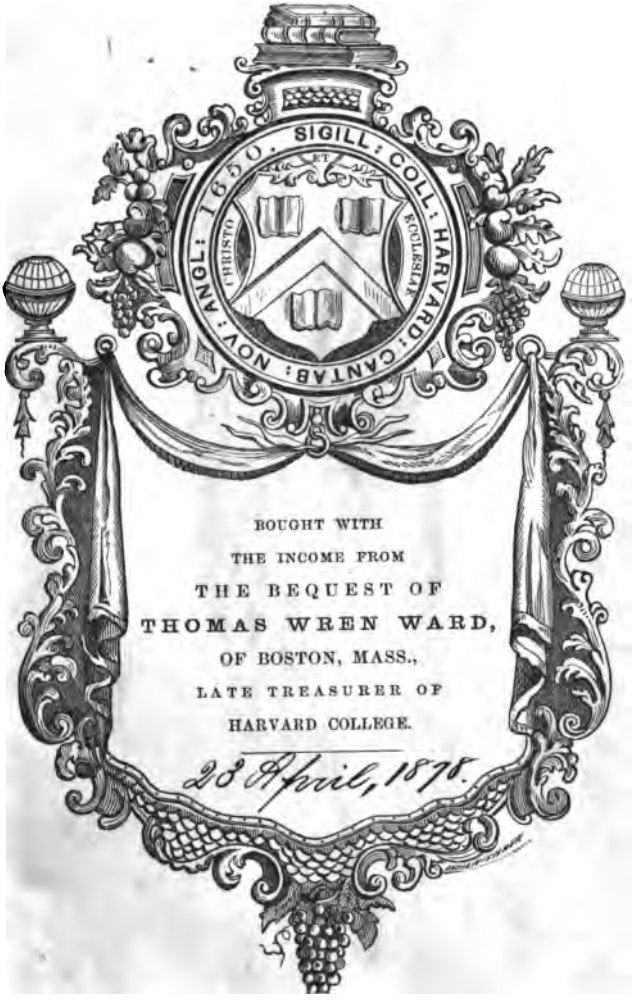
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Harvard College.
1867.

25228
31

25228.31



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
THOMAS WREN WARD,
OF BOSTON, MASS.,
LATE TREASURER OF
HARVARD COLLEGE.
28 April, 1875.

Märchen

des

Aberglaubens alter und neuester Zeit.

Nebst einem psychologischen Anhange

über

Ahnungen und Geister-Erscheinungen.

Von

F. W. Gieseler.

Tauberbischofsheim.

Druck und Verlag von Jos. Lang.

1867.

~~25,142~~
25228.31

1878, April 28.
Ward fund.

Der Aberglaube der Vorzeit.

Wir sind gewohnt, uns allen Aberglauben als Ueberbleibsel des Heidenthums vorzustellen, und auch nicht mit Unrecht, da manche abergläubische Vorstellungen zu den ältesten noch vorhandenen Lebensäußerungen des Menschengeistes gehören. Wenn wir aber alle bösartigen und grausamen Folgen des Aberglaubens dem alten Heidenthume zur Last legen wollten, so würden wir demselben großes Unrecht thun, da es dem Christenthume wohl im Glauben an das Dasein von Hexen, aber nicht in der grausamen öffentlichen Verfolgung und in der nach Urtheil und Recht vollzogenen Verbrennung derselben ein Vorbild gegeben hat. Dem griechischen Heidenthume verdanken wir sogar denjenigen Begriff, vermittelst dessen der Aberglaube allein gründlich zu bekämpfen ist, nämlich den Begriff der Natur, als einer dem Verstande vermöge seiner unwandelbaren Gesetze zugänglichen systematischen Ursachlichkeit der Dinge. Die Götter Griechenlands waren zwar höhere Wesen, aber immer doch den Gesetzen der Natur und des Schicksals unterworfen, zum Theil selbst personifizirte Erscheinungen der Natur, wie Zeus der obern Luft, worin der Donner rollt, Here der untern Luft, Hephaistos des Feuers, Phöbos der Sonne, Selene des Mondes u. s. w. Die Götter wurden geboren, aßen und tranken und hatten vor den Menschen nur den Vorzug der Macht und Unsterblichkeit, und auf den letztern machten die Menschen ja nach der Trennung vom irdischen Leibe auch Anspruch. Die griechischen Götter konnten die Gesetze der Natur nicht willkürlich ändern, da sie nicht Urheber derselben waren. Der Weltschöpfer war nach Ovid irgend ein Gott (Quisquis ille fuit), welchen Paulus ohne Accommodation als den wahren Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, verkündigen konnte.

Das alte Testament trennt den Begriff der Natur noch nicht vom göttlichen Wesen, wovon sie indessen kein Ausfluß ist, sondern das, als die unbedingteste Persönlichkeit, darüber gebietet und dessen Geschöpf aus Nichts sie ist. Gott selbst ist's,

der die Sonne aus ihrem Zelte am Himmel heraufkommen und seinem Volke zu Liebe stillstehen läßt, der mit dem Donnerwagen rollt und die Fackel des Blitzes auf die Erde schleudert, der die Schleusen des Himmels öffnet, um alles Lebendige in einer Sühnfluth zu ersäufen und, nachdem seine Rache gestillt ist, erst jetzt einen regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten einführt. Dagegen nahm das Christenthum den Begriff der Physis in seine Anschauung auf, stellte dieselbe indessen als eine den Dämonen unterworfene, unter der Last der Sünde und der Uebel seufzende und nach Erlösung schmachtende Welt dar. Unter diesen Voraussetzungen gewann der aus dem Heidenthum stammende Aberglaube einen immer bösartigeren und verfolgungssüchtigeren Charakter, bis endlich durch die väterliche Fürsorge des Papstes Innocenz VIII. für die nordischen Länder, welche keine christlichen Ketzergerichte dulden wollten, die eben so scheußlichen Hexenprozesse des heidnischen Aberglaubens (1484) eingeführt wurden.

Es gibt Märchen und Fabeln harmloser und heiterer Natur, freie Spiele und Phantasiegebilde der dichtenden Volkssage, die oft um desto mehr Beifall finden, je mehr sie sich muthwillig von der Wirklichkeit entfernen und je weniger sie daher auf Glauben Anspruch machen. Sie dienen nicht nur zur anmuthigen Unterhaltung, sondern können selbst wichtige moralische Lehren sinnreich in Beispielen veranschaulichen. Dieser Art sind die Feenmärchen, welche in ihrer freundlichen Gestalt aus dem Orient stammen und durch die Kreuzzüge nach Europa gebracht wurden. Diese Feen, wie sie Shakespeare auf die Bühne brachte und wie sie in den alten provençalischen Liedern dargestellt werden, sind poetische Erscheinungen, die wohl zu Zeiten zürnen können, aber sich doch auch wieder versöhnen lassen, obgleich es freilich nicht minder böse Feen, wie böse Menschen gibt.

Einen andern Charakter tragen dagegen Hirngespinnste, welche nicht nur das Volk, sondern auch die gelehrtesten Leute für Wirklichkeit hielten und mit anscheinend wissenschaftlicher Gründlichkeit untersuchten. Um die ganze Natur mit dergleichen Schreckbildern zu bevölkern und ja keinen Winkel derselben zu vergessen,

classificirte man sie nach den vier Elementen und unterschied: Herthinge, Luftinge, Wallinge und Flamminge, oder Erd-, Luft-, Wasser- und Feuergeister. Außer den Menschen, lehrte Paracelsus, wurden vier Arten von Wesen geschaffen, welche Adam nicht zum Vater haben. Sie haben alle Fleisch, Bein und Vernunft und jede Classe gehört einem Elemente an. Diejenigen, welche in der Erde wohnen, heißen Gnomen, die im Wasser sich aufhaltenden Undinen und Nixen, diejenigen der Luft Sylphen und die des Feuers Salamander. Dies ist die Lehre der im 15. und 16. Jahrhunderte durch Raimundus Lullus, Picus von Mirandola, Marsilius Ficinus, Paracelsus, Cardanus und Reuchlin in Europa verbreiteten pythagoräisch-kabbalistischen Philosophie. Dem Umstande, daß die Gelehrten jener Zeit gemeiniglich ihre Muttersprache verschmäheten, haben wir es zu verdanken, daß der deutschen weniger Spuren ihrer Weisheit eingedrückt sind, als die romanischen, aus dem Lateinischen schöpfenden Sprachen noch aufzuweisen haben. Nach der Lehre der Astrologie war Jupiter der fröhliche Glücksstern; daher heißt joval und jolly im Englischen „fröhlich" und saturnine „mürrisch"; denn jeder Mensch stand nach der Meinung jener Zeit unter „dem Einflusse" eines Planeten, der lunatische oder verrückte unter derjenigen des Mondes, und der Ausgang der Begebenheiten hing von der „Junctur" oder der Zusammenkunft glücklicher oder unglücklicher Sterne ab, woher unglückliche Ereignisse noch im Englischen disastrous und ill-starred heißen.*)

Beginnen wir zuvörderst mit Erzählungen heiterer Art von Erdgeistern, um zu zeigen, wie der Aberglaube des Mittelalters im 15., 16. und 17. Jahrhundert einen immer finsterern und schauerlichern Charakter angenommen hat. Gervasius Tilberiensis schrieb im 13. Jahrhundert folgender Maßen: „Es ereignete sich in Großbritannien eine hinreichend bekannte, wunderbare Begebenheit. Es war in der Grafschaft Glouceſter ein Jagdforst, der eine reichliche Menge von wilden Schweinen, Hirschen und anderem Wildpret, nach der, in England gewöhnlichen Weise, enthielt. In diesem Walde erhob sich eine kleine

*) Household-words by Ch. Dickens 1854.

Anhöhe, etwa die Länge eines Mannes hoch, welche die Ritter und Jäger zu besteigen pflegten, wenn sie von Hitze und Durst erschöpft, auszuruhen wünschten. Als sie einst ein von seinen Begleitern zurückgelassener Mann bestieg, sagte er für sich allein: „Ich bin durstig!" Plötzlich stand an seiner Seite ein zierlich geputzter Mundschenk von fröhlichem Antlitze, in einer Hand ein großes Trinkhorn erhebend, strahlend von Gold und Juwelen, wie es bei den ältesten Engländern im Gebrauch war. In dem dargebotenen Becher aber befand sich ein Nectar von nie gekostetem, aber höchst angenehmem Geschmacke, dessen Genuß sofort alle Hitze und Müdigkeit aus dem Körper vertrieb. Nach genommenem Trank reichte darauf der Diener ein Tuch dar, um den Mund abzuwischen und verschwand sodann, ohne eine Belohnung abzuwarten. Dieser Dienst wurde im Laufe der alten Zeiten oft gepriesen und täglich in Anspruch genommen, bis einst ein jagender Ritter aus der Stadt Glouceſter, der auch nach einem Trank verlangt und das Trinkhorn empfangen hatte, dieses nicht, wie es Sitte und Höflichkeit verlangten, leer zurückgab, sondern zum eigenen Besitze mit sich fortnahm. Als aber der erlauchte Graf von Glouceſter diese Veruntreuung erfuhr, so verurtheilte er den Räuber zum Tode und machte das Horn dem Könige Heinrich I. zum Geschenke, um nicht an einem so großen Verbrechen Antheil zu haben, indem er das gestohlene Gut in Besitz nehme."

Merkwürdiger Weise finden wir eine ganz ähnliche Geschichte dreihundert Jahre später von dem Superintendenten Hamelmann in seiner Chronik von Oldenburg aufgezeichnet, welcher dieselbe gegen das Ende des 17. Jahrhunderts schrieb. Derselbe läßt sich also vernehmen:

„Im Jahre 990 war Graf Otto Herr des Landes Oldenburg. Ein leidenschaftlicher Jäger, ging er am 20. Juli des genannten Jahres mit einem großen Gefolge von Edeln und Dienern auf die Jagd in den Bernefeuer Wald bis zum Osemberge und verlor seine Begleitung aus dem Gesichte und Gehör. Er hielt sein weißes Roß mitten am Abhange des Hügels an und blickte nach seinen Jagdgefährten aus, konnte indessen keinen seiner Hunde bellen hören. Er sagte zu sich selbst, da ihm sehr warm

war: „Bei Gott, wenn ich nur einen Trunk kühlen Wassers hätte!“ Sobald er das Wort gesprochen hatte, öffnete sich der Osemberg und aus dem Spalt trat eine schöne Jungfrau hervor, zierlich und reich gekleidet mit schönen über die Schultern herabwallenden Locken und mit einer kleinen Krone geschmückt. Sie hielt einen kostbaren, vergoldeten, silbernen Becher, gestaltet gleich einem Jägerhorn, schön und künstlich gearbeitet und mit Figuren und jetzt wenig bekannten Wappen geschmückt, sowie mit seltsamen unbekannten Inschriften und bewundernswerthen Bildern. Sie reichte ihn dem Grafen, indem sie ihn bat, ihn auszuleeren, um sich zu erfrischen. Der Graf nahm darauf das vergoldete Silberhorn, hob den Deckel auf, sah die Flüssigkeit darinnen an und schüttelte sie: er empfand indessen keine Lust, sie zu trinken. Da er nun die Jungfrau bat, ihn zu entschuldigen, sagte diese: „Mein lieber Herr, trinket und trauet mir, es wird Euch keinen Schaden thun, sondern nur wohl bekommen.“ Sie erklärte ihm nun weiter, daß, wenn er tränke, es dem Hause Oldenburg immer wohl ergehen werde, daß aber, wenn er ihr nicht traue und nicht aus ihrem Becher trinke, unter seinen Nachkommen kein gegenseitiges Vertrauen, sondern beständiger Streit herrschen werde. Der Graf fand jedoch so wenig Gefallen an dem Aussehen des Trankes, daß er das Silberhorn nahm, und indem er zu trinken schien, den Inhalt hinter sich ausschüttete. Etwas von der Flüssigkeit fiel auf das Pferd, und wo dieses davon benetzt wurde, fielen ihm die Haare aus. Als die Jungfrau sah, was geschehen war, verlangte sie ihr Horn zurück; doch der Graf eilte den Hügel hinab, indem er es mit sich nahm, und als er sich umsah, bemerkte er, daß die Jungfrau in den Berg zurückgekehrt sei. Er eilte nun spornstreichs zu seinen Jagdgefährten und erzählte, was ihm begegnet sei und zeigte ihnen das Trinkhorn, welches ein kostbarer Familienschatz wurde und bis zu diesem Tage in Oldenburg aufbewahrt wird, wo, sagt Hamelmann, ich es oft gesehen habe und es von Jedermann wegen seiner Arbeit und seines Alters bewundert wird.“

Das Merkwürdigste an dieser Erzählung, die in ihren beiden verschiedenen Ausgaben nur in dem Bedürfnisse ihren Ursprung hat, das Dasein eines alten Trinkgefäßes zu erklären, ist für uns der Umstand, daß ein Superintendent am Ende des siebenzehnten

Jahrhunderts ihr vollkommen Glauben schenkte und daß ihm der bloße Anblick des Gefäßes hinlänglichen Grund dazu zu geben schien.

Ein anderes Beispiel, wie ein und dieselbe Erzählung mit einigen Abweichungen in verschiedenen Gegenden wiederholt wurde, ist die Sage vom Venusberge. Eine alte heidnische Göttin, Frau Venus, lebte nach der Sage des Mittelalters, als Erdgeist fort und lockte von Zeit zu Zeit Ritter in ihre unterirdische Wohnung. Die nachfolgende Erzählung, die auch in der Gegend Westphalens, wo der alte Sachsen-Herzog Wittekind, früher der erbittertste Gegner Karls des Großen, seine letzten Tage zubrachte und begraben liegt, und ebenso in der Umgegend des Kyffhäusers erzählt wird, ist eine Gestaltung der Sage im Munde des Volkes, das der heidnischen Mythologie unkundig ist. Stumpt berichtet dieselbe in seiner Schweizer Chronik folgender Maßen:

„Im Jahre unseres Herrn 1520 war in Basel in der Schweiz ein Mann, Namens Leonard, gewöhnlich Linnimannus geheißen, der Sohn eines Schneiders, ein verrückter, einfältiger Sterblicher, der nur unverständlich sprechen konnte, da er stammelte. Da dieser Mann auf irgend eine Weise einen Weg in eine Höhle zu Augst bei Basel gefunden hatte und in dieselbe weiter, als irgend Jemand vor ihm, eingedrungen war, so konnte er eine sehr seltsame Geschichte erzählen. Er trat mit einer geweihten Wachskerze in die Höhle und kam zuerst an ein eisernes Thor, dann durch eine Höhle in eine andere, bis er endlich einige schöne, blühende Gärten durchschritt, in deren Mitte ein prächtiger Palast stand. In dem Palaste wohnte eine liebliche Jungfrau, aber nur bis zur Mitte des Leibes ein Weib, unterhalb eine schreckliche Schlange. Die Dame führte ihn an der Hand an zwei Kisten, worauf zwei schwarze Hunde lagen. Nachdem die Dame diese beschwichtigt hatte, nahm sie ein Schlüsselbund, welches an ihrem Halse hing, öffnete die Kisten und holte allerlei Gold-, Silber- und andere Münzen daraus hervor. Mit großer Freundlichkeit gab ihm die Dame nicht wenig von diesen, die er mit sich nahm und später Jedermann zeigte, der sie sehen wollte. Er bezeugte auch, daß die Dame behauptet habe, sie stamme von königlichem Geschlechte, sei aber durch Zauberei in ein solches Ungeheuer verwandelt und habe keine Hoff-

nung auf Wiederherstellung, als bis ein Jüngling, rein wie ein Kind und von ganzem Herzen, sie dreimal geküßt haben werde. Dann werde sie ihre frühere Gestalt wieder erhalten und ihrem Befreier den ganzen Schatz schenken, welchen sie hier verborgen halte. Er sagte auch, daß er die Dame zweimal geküßt und daß sie jedesmal vor Freude so schreckliche Geberden gemacht habe, daß er geglaubt habe, sie wolle ihn verschlingen und entflohen sei. Er habe zum dritten Male hingehen wollen, habe aber vorher in Basel ein junges Mädchen kennen gelernt, und sein Herz sei nicht mehr ganz; auch habe er den Eingang der Höhle nicht wieder finden können." „Wer möchte nicht glauben," fügt der Chronist hinzu, „daß dieses Alles bloßer Betrug eines Dämons ist! Es sind alte römische Münzen vorhanden, welche der junge Mann hervorholte und vielen unserer Mitbürger gezeigt hat, und seine Erzählungen machen es gewiß, daß in der genannten Höhle unter der Erde sich ein großer Schatz befindet, welchen ein Erdgeist (dergleichen Erdgeister werden oft Telchinen genannt) besitzt und bewacht. Damit Niemand dieß für eine Erfindung oder Fabel halten möge, so leben noch Zeugen, welche diese ganze Erzählung aus dem Munde des genannten Linnemannus vernommen haben." Ein Bürger von Basel betrat später die Höhle in der Hoffnung den Schatz zu gewinnen; als er aber, nachdem er etwas weiter eingedrungen war, einige Menschenknochen auf dem Boden zerstreut fand, wurde er von solchem Schrecken ergriffen, daß er unverzüglich umkehrte und so schnell, als möglich, zur Höhle hinausrannte.

In dieser Erzählung beschränkt sich, wie man sieht, die Beziehung auf die altheidnische Götterlehre fast nur auf den Namen, während die Vermischung derselben mit dem christlichen Aberglauben bei den Neugriechen deutlicher hervortritt. Die heutigen Neugriechen würden indessen schaudern und von Entsetzen ergriffen werden, wenn sie sich bewußt würden, daß ihnen noch irgend Etwas von dem Götzenglauben ihrer heidnischen Vorfahren anklebt. Nach der Vorstellung des neugriechischen Volkes waren die alten Hellenen Riesen, so groß, wie Pappelbäume, welche, wenn sie zur Erde fielen, nicht wieder aufstehen konnten und sterben mußten; daher ihr Schwur lautete: „Ich will zu Boden fallen, wenn ich nicht

die Wahrheit sage!" statt: „Ich will sterben!" Wie in alten Zeiten, ist noch Thessalien das Vaterland der Hexen und Zauberer, die den Mond vom Himmel herabziehen und in eine Kuh verwandeln können, der sie durch ihre Zaubermacht die Milch zu entziehen vermögen. Der Glaube an Zauberei und die Macht des bösen Blickes ist noch überall in Griechenland verbreitet. Die Hamadryaden, Nymphen und Nereiden sind zwar als Personificationen mancher Naturgegenstände bis auf die Namen vergessen; aber der Glaube ist noch vorhanden, daß Bäume, Felsen, Quellen ihre Schutzgeister haben, welche beliebige Gestalten, am Gewöhnlichsten von Schlangen und Drachen annehmen, immer bereit, die ihrem Schutze anvertraueten Gegenstände zu vertheidigen, mit deren Dasein ihr eigenes verknüpft ist. An manchen Orten personificirt man die Pest unter der Vorstellung der drei Schicksals-Göttinnen. Ein schreckliches altes Weib hält eine Papierrolle in der Hand, worauf die Namen derjenigen Personen geschrieben stehen, welche sterben sollen; ein anderes schneidet mit der Scheere den Lebensfaden ab, und ein drittes fegt die Todten mit dem Besen der Verwüstung aus ihrer Behausung. Ebenso ist das Blatterngift unter dem euphemistischen Namen „Eulogia" personificirt. In einzelnen Fällen hat der Aberglaube verschiedene mythologische Vorstellungen zu einer einzigen verschmolzen. So sollen um den Gipfel des Berges Scardamyla drei schöne Jungfrauen in beständigem Tanze sich bewegen. Sie erscheinen auf den ersten Blick von überirdischer Schönheit, aber sie haben Ziegenfüße. Wer sich dem bezauberten Orte nähert, muß sie küssen und wird darauf in Stücke zerrissen und in den Abgrund geschleudert. Es scheint eine Verschmelzung der Grazien, Sirenen und Satyrn. Der Tod wird personifizirt als ein finsterer alter Mann, welcher die Lebenden auffordert, das Licht des Tages zu verlassen. Er heißt Charon, versieht aber eigentlich das Amt des Schattenführers Mercur. Er kann sich in einen Vogel oder in irgend ein anderes Thier verwandeln, oder er nimmt irgend eine andere beliebige Gestalt an, um diejenigen zu überraschen, welche nicht an ihn denken. Dagegen hat er keine Gewalt über diejenigen, welche sich beständig seiner erinnern.

Die Bergwerke waren bekanntlich nach dem herrschenden

Volksglauben von Erdgeistern bewohnt, deren Geschäft es war, da zu arbeiten, wo Metall zu finden war. Einige dieser Erdgeister waren absichtliche Erfindungen von Speculanten, und dies war der Ursprung des Rübezahl, der im Riesengebirge dieselbe Rolle spielte, wie Number Nip in England, wie denn beide Namen dieselbe Bedeutung haben (eigentlich: number turnip). Der Kaiser Rudolph II. ließ Edelsteine in Böhmen aufsuchen und gab einem Priester von Rowensko, einer kleinen Stadt, nicht weit von Turnau, den besonderen Auftrag, im Riesengebirge nach Juwelen zu forschen. Die Steinschneider, größtentheils Italiener, gedachten sich die Schätze jener Gegend dadurch zu sichern, daß sie einen ihrer Faktoren hinschickten, der durch allerlei ausgeübte Kobolt-streiche die guten Schlesier in Schrecken setzte, und er gab wahrscheinlich der verhältnißmäßig neueren Sage von Rübezahl oder Number Nip den Ursprung.

Paracelsus lehrt in seinem Buche über verborgene Philosophie, daß die Erdgeister, welche über unterirdische Schätze und reiche Metall-Adern wachen, Fleisch und Blut haben, wie die Menschen, auch eine besondere Art von Vernunft, aber keine Seele. Ein anderer gelehrter Erklärer dieses Gegenstandes, Peter Thyräus, sagt in einem Werke über Geistererscheinungen, daß diese Kreaturen so beschaffen seien, wie Paracelsus sie beschreibe, daß sie indessen nicht ganz als Geister anzusehen seien, sondern als Mittelwesen zwischen Menschen und Thieren. Lavater, der im Jahre 1580 über Erscheinungen schrieb, redet in's Besondere von Geistern, die sich in Bergwerken zeigen, gekleidet wie Bergleute und anscheinend, wie diese, arbeitend, aber bei all' ihrem scheinbaren Graben, Aufladen und Fortschieben Nichts fördernd. Sie fügen den Bergleuten kein Leid zu, wenn sie nicht gereizt werden und werden besonders in reichen Eisen- und Silberbergwerken gefunden, worin es von ihnen wimmelt. „Ein frommer und gelehrter Mann," sagt Lavater, „schrieb mir, daß zu Davos ein Silberbergwerk war, worauf Peter Buol, der Besitzer, viel verwandt habe und auch nicht ohne hübsche Ausbeute. In dieser Grube hielt sich ein Geist oder Bergteufel auf, der besonders am Freitage thätig war, wenn die Leute ihr Erz in die Mulden luden; dann pflegte er zum eigenen Vergnügen das Erz

aus einer Mulde in die andere umzuladen, in welcher Beschäftigung ihn der Herr auch nicht störte, da er sie für harmlos hielt, obgleich er sich beim Eingang in das Bergwerk, sowie beim Ausgange, bekreuzte und auch hinreichenden Gewinn erntete, trotz des Dämons. Als indessen eines Tags das Geschöpf unruhiger und lästiger war, als gewöhnlich, wurde einer von den Bergleuten verdrießlich, verfluchte ihn und hieß ihn sich fortmachen. Da faßte der Dämon den Bergmann beim Kopfe und drehte ihn herum, so daß er über seinen Rücken blickte, ohne ihn jedoch zu tödten; er lebte vielmehr mit seinem verdrehten Kopfe noch viele Jahre und war Vielen bekannt, die noch am Leben sind."

Die Bergwerke enthielten auch, wie man glaubte, geisterhafte Thiere, „von denen manche," wie Georg Agricola schreibt, „schrecklich anzusehen und sehr feindlich gegen die Arbeiter gesinnt sind." „Da ist," fügt er hinzu, „ein solch' Thier bei Annaberg in der Grube, genannt Rosenkranz, welches zwölf Menschen mit dem Hauche seines Rachens tödtete. Es sprühete seinen Flammenhauch aus, so oft es den Rachen öffnete und erschien gewöhnlich in der Gestalt eines Pferdes. In der St. Georgs-Grube zu Schneeberg war eines mit schwarzem Felle, welches einen Arbeiter in die Luft blies, nicht ohne große Gefahr für seinen Körper." Dieser unterirdische Drache ist zwar, nach unsern heutigen Begriffen, seiner thierischen Selbstständigkeit beraubt, richtet indessen unter dem Namen „böses Wetter" noch immer haarsträubende Verheerungen an, wie er denn vor zehn Jahren bei Wigan in England über hundert und während des Jahres vorher sechzig Bergleute tödtete.

Verschieden von den Berggeistern sind die eigentlichen Kobolte oder Hausgeister, von denen manche Wandergeister sind, andere ein bestimmtes Haus zum Aufenthalte haben oder mit einer Familie verbündet sind. Die letzteren schließen gewöhnlich eine Art von Vertrag ab, bevor sie von einer Wohnung Besitz ergreifen. Sie schleppen in der Nacht Stücke Reisholz mitten in den Küchenraum und bringen Schmutz in die Milchäsche. Wenn die Holzstücke und der Schmutz am folgenden Tage nicht entfernt werden und die Milch trotz des Schmutzes gebraucht

wird, so ist der Handel geschlossen, und die Geschöpfe werden gegen eine Schüssel Nahrungsmittel, die ihnen in einem reinen Winkel hingestellt wird, sehr treue Diener.

Eine zahlreiche Klasse dieser Kobolte pflegten in Deutschland wegen der Hüte, welche sie trugen, „Häddeken" genannt zu werden. Im Jahre 1132 gab es in Hildesheim einen Häddeken, dessen in mehreren Chroniken Erwähnung geschieht. In des Abtes Tritheim Chronik des Klosters Hirschau wird die Geschichte folgender Maßen erzählt: „Im Jahre 1132 erschien lange Zeit hindurch vielen Leuten zu Hildesheim ein böser Geist in Gestalt eines Bauern mit einem Hute auf dem Kopfe, weßhalb er auch bei den Landleuten Häddeken hieß. Dieser Geist fand Vergnügen darin, mit den Leuten umherzugehen, zuweilen sichtbar, zuweilen unsichtbar, indem er sie fragte oder ihnen antwortete. Er that ohne Grund Niemanden Etwas zu Leide, wenn er aber ausgelacht oder beleidigt wurde, so übte er strenge Rache. Als der Graf Burkard von Luckau vom Grafen Hermann von Wiesenburg ermordet war und das Land des letzteren in Gefahr kam, die Beute des Rächers des erstern zu werden, weckte Häddecken den Bischof von Hildesheim aus dem Schlafe, indem er ihm zurief: „Auf, Kahlkopf, die Grafschaft Wiesenburg ist durch einen Mord herrenlos geworden und kann leicht deinen Besitzungen hinzugefügt werden." Der Bischof sammelte eilends seine Krieger und vereinigte, mit der Erlaubniß des Kaisers, die Besitzungen des schuldigen Grafen mit seinem Gebiete. Der Geist warnte den Bischof öfter, wenn ihm Gefahr drohte und hielt sich besonders gern in dessen Küche auf, wo er sich mit den Köchen unterhielt und für sie manche Dienste verrichtete. So wurden diese allmählich mit ihm vertraut, und einst wagte sogar ein Küchenjunge, sich über ihn lustig zu machen und ihn mit schmutzigem Wasser zu begießen. Der Geist forderte den Küchenmeister auf, dem rohen Burschen in seinen Unarten Einhalt zu gebieten, widrigenfalls er selbst strenge Rache nehmen werde. Der Küchenmeister sprach: „Du bist ein Geist und fürchtest dich vor dem jungen Schlingel!" Worauf Häddeken drohend versetzte: „Da du den Burschen nicht strafen willst, so will ich in wenig Tagen zeigen, ob ich ihn fürchte." Bald darauf lag der Bursche in der Küche allein

und schlief, als Häddeken eintrat. Da ergriff ihn der Geist, erwürgte ihn, zerriß ihn in Stücke und setzte die Stücke in mehreren Töpfen ans Feuer. Als der Koch sah, was geschehen war, verfluchte er den Häddeken, weßhalb dieser am folgenden Tage alles Fleisch, das am Spieße steckte, dadurch verdarb, daß er es mit Krötengift und Blut übergoß. Da der Koch auf's Neue erbost, den Häddecken wiederum reizte, so ließ dieser ihn in einen Abgrund fallen, über welchen er, auf einer von Häddeken geschlagenen Scheinbrücke gehen wollte."

Von einem Hausgeist anderer Art erzählt Luther in seinen Tischreden. „Ein Mädchen," sagt er, „hatte immer einen Teufel neben sich auf dem Heerde sitzen. Er hatte einen kleinen Platz für sich, den er sehr rein hielt, wie denn der Teufel immer ein großer Freund der Reinlichkeit ist, so wie die Fliegen immer die reinsten Gegenstände wählen, um sich darauf zu setzen, wie z. B. weißes Papier. Nun bat das Mädchen einst das Heinzelein, wie der Teufel hieß, es möchte sich ihm einmal in seiner wahren Gestalt zeigen, was das Heinzelein immer verweigerte, bis das Mädchen einst in den Keller ging und dort ein todtes Kind in einem Fasse schwimmend fand. Da war offenbar, was der Teufel war, nämlich Autor caedis oder Mörder; denn das Mädchen hatte ein Kind geboren, welches sie erstickt und in einem Fasse verborgen hatte."

Anmuthiger, als die groben Erdgeister, waren die Luftgeister, wenigstens eine Klasse derselben, die Sylphen. „Die Luftgeschöpfe", lehrte Paracelsus, „haben Fleisch, Bein und Blut; sie sprechen, essen und bewegen sich; sie gehen durch Thüren und Wände, aber die armen Dinger haben keine Seele und sterben so werthlos dahin, wie das Vieh." Die Sylphen der provençalischen Romanzen, welche als Schutzgeister erscheinen, stammen von den Sylphen der spätern römischen Zeiten, Suleviæ oder Deæ Suleviæ genannt, die auf manchen Denkmälern erwähnt werden. Im Mittelalter hielt man indessen die Sylphen mehr für feindliche, als befreundete Wesen. Sie werden selten gesehen. Durchsichtig, wie das Element, worin sie schwimmen, sind sie stolz und boshaft, erregen Stürme und verheeren die Ernten. Zuweilen stellen sie kämpfende Heere am Himmel vor. Zuweilen

waren sie verdammte Menschengeister, wie jene Nachtigall in einem Wald bei Basel im 15. Jahrhundert zur Zeit der dort gehaltenen Kirchenversammlung die Aufmerksamkeit auf sich zog. Viele gelehrte Leute kamen dorthin, um die Schönheit der schmelzenden Töne zu bewundern. Von einer Gesellschaft von Gelehrten, die ihr einst zuhörten, fragte einer den Vogel im Namen des Kreuzes, was er wäre. Der Vogel antwortete, daß er die Seele eines verdammten, gottlosen Menschen sei, die umherirren müsse, bis zum Tage des Gerichts. Nachdem er diese schreckliche Antwort gegeben hatte, flog er hinweg; die aber seinem Gesange zugehört hatten, wurden krank und starben kurz darauf. Die Geschichte wird in Kormann's „Tempel der Natur" erzählt.

Zu den Feuergeistern gehörten die Irrlichter und alle electrischen Erscheinungen und feurigen Meteore der Luft, deren Entstehung die frühere Physik nicht erklären konnte. In England sah der Aberglaube ein geheimnißvolles, schwarzes Pferd mit glühenden Augen, Grant genannt, welches gewöhnlich um Sonnenuntergang in den Straßen einer Stadt oder eines Dorfes umhersprang und eine nahe Feuersbrunst verkündete.

Es gab Geister in allen Gewässern, in Quellen, Bächen, Seen, Flüssen und im Meere. Einst waren sie anmuthige Wesen, und die Melusinen und andere Seejungfrauen, woran die Vorfahren glaubten, sind reizende Gestalten. Man schrieb diesen Jungfrauen die Gabe der Wahrsagung zu. Sie tanzten auf dem Wasser, in welchem kurze Zeit darauf Jemand ertrinken sollte. Wassergeister wurden von den Deutschen noch lange Zeit verehrt, nachdem sie aufgehört hatten, Heiden zu sein. Ein im zehnten Jahrhundert von Rhegino für den Beichtstuhl entworfenes Handbuch macht den Priestern zur Pflicht, zu forschen, wo Jemand Opfer darbringe vor Bäumen, Quellen oder Steinen, wie vor Altären, oder ihnen ein Licht oder eine andere Gabe weihe, als ob eine Gottheit dort wohnte, die schaden oder helfen könnte.

Von Norden verbreiteten sich schreckliche Gestalten über das Meer. Da war das Schiff Naglfar, welches ganz aus Nägeln todter Menschen gebaut war, und da gab es Wasserwesen, wie den

Zauberer Oller von Schweden, welcher auf einem Menschenknochen auf dem Wasser umherfuhr und der Seeräuber Oddo der Däne, welcher ohne ein Schiff sich auf dem Meere umhertrieb und Stürme aufrief, welche alle ihn verfolgenden Schiffe versenkten und so lange sein Unwesen trieb, bis er endlich einen Zauberer traf, der auch Wasser treten konnte und der sich mit ihm in den Kampf einließ in weiter Ferne auf den Wogen. Da wurde Oddo endlich überwältigt, und er wurde ein Fraß der Fische.

Außer diesen Elementargeistern gab es indessen noch eine unerschöpfliche Menge von Erscheinungen, welche in frühern Zeiten die Gemüther mit Entsetzen erfüllten.

Ahndungen und Vorbedeutungen sind Erscheinungen, die auch noch heutiges Tages ziemlich allgemeinen Glauben finden: nur deutet das Gewand, in welchem sie auftreten, den Charakter des herrschenden Aberglaubens an. Noch erfüllt der in der Wand klopfende Todtenwurm manche Personen mit Grauen, und manche finden sich mindestens beunruhigt, wenn sie den Hund zur Nachtzeit heulen hören. Der Hund wurde immer als ein Thier betrachtet, das für Eindrücke der Geisterwelt empfänglich ist. Der Hund des Eumäus, sagt Homer, wurde die Erscheinung der Pallas gewahr, als Telemach Nichts bemerkte. Im 16. Jahrhundert erzählte der mailändische Arzt Hieronymus Cardanus, daß ein Hund vor seiner Hochzeit geheult habe und erklärte, daß sein Schutzengel in Kummer sich seiner Schwelle genähert und daß der Hund die Gegenwart des Geistes gespürt habe. Im Jahre 1553, kurz zuvor, ehe in Sachsen eine große Sterblichkeit eintrat, sollen sich in Meißen die Hunde in großen Haufen versammelt haben und jämmerlich heulend durch Feld und Wald gelaufen sein.

Irrlichter haben von jeher der unwissenden Menge Furcht eingeflößt. Am ausgebildetsten herrschte dieser Aberglaube in Wales, namentlich in den Städten Cardigan, Caermarthen und Pembroke. Ein Feuer, glaubte man, erhob sich aus dem Bette derjenigen Person, die bald sterben sollte und bewegte sich nach dem Kirchhofe und zwar genau auf dem Wege, den der Sarg nehmen mußte. Wenn es sich irgendwo zur Seite wandte, so mußten die Träger des Sarges an derselben Stelle auch

ausweichen, um dem Schmutze oder irgend einem andern Hindernisse aus dem Wege zu gehen. John Davis berichtet diesen Aberglauben seiner Nachbarn in einem, im Jahre 1656 geschriebenen und von Richard Baxter herausgegebenen Briefe. Ein kleines, bleiches oder bläuliches Licht bedeutete die Leiche eines kleinen Kindes, ein größeres diejenige eines Erwachsenen und zwei oder drei zeigten eben so viele Todte an. Eine Nachbarin von Davis, die eben schwanger ging, begegnete zwei solchen Lichtern beim Eintritt in ihre Hausthür; es war ein großes und ein kleines Licht. Davis hält es für eine natürliche Folge, daß die Frau gleich darauf krank wurde, daß das Kind nach kurzer Zeit zur Welt kam und daß Mutter und Kind starben, was sich freilich aus dem gehabten Schrecken erklären läßt. Davis Schwägerin, Johanna Whyat, war Amme in einem vornehmen Hause. Als im Jahre 1621 die Dame des Hauses gestorben und die Leiche noch im Hause lag, ging die Haushälterin in die Kammer der Mägde und sah dort fünf von diesen Lichtern. Später wurde das Zimmer geweißt, und um das Trocknen zu beschleunigen, wurde ein Becken mit glühenden Kohlen hineingestellt. Die Mägde legten sich zu Bett, und fünf von ihnen fand man am folgenden Morgen todt.

Philipp Camerarius führte folgende Vorbedeutungen des Todes auf: „Manche Fürsten werden gewarnt durch ein Löwengebrüll, oder durch ein seltsames Heulen der Hunde, ein nächtliches Pochen und Stampfen in ihren Schlössern umher, oder ein unzeitiges Schlagen der Uhren. In den Klöstern ereignet es sich nicht selten, daß die Sitze der Mönche oder Nonnen, welche bald sterben, von Schatten ohne Kopf eingenommen sind. Ich kenne eine Familie, welche das sicherste Zeichen des Todes darin findet, wenn eine gewisse Quelle, die gewöhnlich klar ist, von einem, sonst unbekannten Wurme getrübt wird. Eine andere Familie von hohem Range wird an den Tod erinnert durch einen Erdfall in der Nähe."

Lavater schrieb gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, daß, wenn ein Rathsherr oder sonst eine öffentliche Person sterben sollte, von seinem gewöhnlichen Sitze im Rathhaussaale oder in der Kirche ein Knall ausgehe. In Klöstern

ſchrieb er, hörten die Mönche ihre Särge beſtellen, ganz ſo wie ſie einige Tage darauf beſtellt würden, und wenn in den Dörfern Jemand bald darauf ſtürbe, ſo höre man am Abend oder bei dunkler Nacht Spaten auf dem Kirchhofe arbeiten und zwar Stich für Stich, gerade wie es ſpäter durch den Todtengräber geſchähe. Scharfrichter, ſagt er ferner, ſollen gewöhnlich genau vorher wiſſen, wenn ſie einen armen Sünder hinzurichten haben, da ihr Schwert an der Wand ſich rührt; ja, ſie ſollen nach ſolchen Zeichen vorher wiſſen können, auf welche Art der Verurtheilte zu Tode gebracht werde.

Dieß Raſſeln der Werkzeuge des Henkers erinnert an den Glauben, wornach ein abweſender Ritter ermordet war, wenn ſein Schwert zu Hauſe Blutflecken zeigte. Wie manches Kriegers Weib mag durch dieſen Aberglauben geängſtigt worden ſein, wenn ſie auf dem Schwerte ihres Mannes einige Roſtflecken bemerkte.

Eine freundlichere Vorſtellung herrſchte unter den Mönchen des Kloſters Korvei, wornach der Todesengel eine Lilie auf den Sitz des Bruders legte, der nächſtens aus dem Leben abgerufen wurde. War dieſer Glaube feſt, ſo wurde ein Mönch, auf deſſen Stuhl Jemand aus Bosheit eine Lilie legte, ſchon durch die Furcht zum Tode reif gemacht. Die Domherren zu Breslau nahmen dieſe Vorſtellung mit einer kleinen Abänderung an; ihr Todeszeichen war nämlich nicht eine Lilie, ſondern eine Roſe.

Weit verbreitet war der Aberglaube, wornach eine weiße Dame in hohen Häuſern als Todesbotin erſcheinen ſollte; doch iſt er nicht vor dem fünfzehnten Jahrhundert herrſchend geworden. Er begann vielleicht mit der Geſchichte der ſchönen Meluſina, die, ſo oft das Haus Luſignan von einem Unglück bedroht war, oder ein König von Frankreich dem Tode nahe war, auf dem Schloßthurme des Hauſes Luſignan in Trauerkleidern erſchien, deren Erſcheinungen indeſſen nach Abbruch jenes Thurmes (1574) aufhörten. Berühmt iſt die mit dem Geſchicke des Hauſes Brandenburg verknüpfte weiße Dame, welche bekanntlich eine mit dem Blute ihrer zwei Kinder befleckte Gräfin von Orlamünde ſein ſoll. Ein italieniſcher Schriftſteller über Judas Iſchariot zählt drei italieniſche Häuſer auf, Torelli, Pio und Gonzaga, in welchen immer vor einem eintretenden Todesfalle eine weiße Dame in dem

Zimmer erschien, in welchem die Leiche ausgestellt werden sollte. Man glaubte, daß es die Erscheinung einer früheren Frau des Hauses sei, welche fälschlicher Weise der Untreue angeklagt und in weiße, leinene Tücher gewickelt, aus einem obern Fenster des Schlosses geworfen worden sei.

Die weiße Kleidung dieser Unglücksdame ist übrigens aus der Sitte der Vorzeit zu erklären, wornach Weiß die Trauerfarbe vornehmer Damen war. Bei den Römern trauerten zur Zeit der Republik Männer und Weiber in Schwarz: zur spätern Kaiserzeit indessen behielten zwar die Männer die schwarze Trauerfarbe bei, aber die Weiber nahmen Weiß als Trauerfarbe an.

Wenn ein Bauer in alten Zeiten mit dem Wetter unzufrieden war, so suchte er unter seinen Mitmenschen den schuldigen auf, an welchem er sich dafür rächen konnte. Man glaubte, daß böse Menschen im Stande seien, Vieh und Felder zu behexen. Bodinus erzählt in seiner Dämonomanie folgende Geschichte, die er von dem, in der Bartholomäusnacht umgekommenen Admiral Coligny gehört haben will: „Ein junger Mann in Poitou war angeklagt, zwei Edelleute umgebracht zu haben. Er gestand, daß er ihr Diener gewesen sei und gesehen habe, wie sie ein Pulver auf die besäeten Aecker gestreut hätten mit den Worten: „Fluch treffe diese Frucht, dieses Haus und diese Nachbarschaft." Er habe darauf sich dieses Pulvers bemächtigt und es in das Schlafzimmer dieser Herren geworfen, in Folge dessen sie todt im Bette gefunden worden seien. Die Richter sprachen hierauf diesen jungen Menschen frei."

Man glaubte, daß es Menschen gebe, die im Stande seien, Stürme zu erregen, und solche, die davor schützen könnten. Die Letzteren wurden von den Landleuten bezahlt, wie man sich jetzt für den Fall von Hagelschaden durch Einsatz in Versicherungskassen zu decken sucht. Agobard, Erzbischof von Lyon klagt daher: „Es gibt viele Menschen, welche dem Priester nur unwillig den Zehnten entrichten, Wittwen und Waisen aber niemals unterstützen und keinem Armen ein Almosen verabreichen, so viel sie auch dazu ermahnt werden mögen, aber eben diese

Menschen werden den Wettermachern mit der größten Pünktlichkeit und ohne Abzug ihre Gebühren bezahlen." *)

„Wiederum" sagt Agobard, „sind die meisten Leute so thöricht zu glauben, daß es ein Land gibt, Magonia genannt, von wo Schiffe über die Wolken gesegelt kommen, die mit den durch Sturm und Hagel zu Grunde gerichteten Früchten beladen sind und diese in jenes Land entführen; und man meint, daß die Leute in diesen Luftschiffen mit den Sturmerregern im Bunde stehen, die ihnen gegen gewissen Lohn jene Früchte zuführen." „Drei Männer und eine Frau", sagt Agobard, „habe er selbst in einem Dorfe, wohin sie als Fremde gekommen seien, vor dem Steinigen geschützt, da man geglaubt habe, sie seien aus einem solchen Luftschiffe durch einen Sturm heruntergewehet."

Im sechzehnten Jahrhundert schreibt Godelmann also: „Im Jahre 1553 wurden in Berlin zwei Hexen gefangen, welche sich verschworen hatten, die Frucht durch Frost zu verderben. Diese Weiber hatten ihrer Nachbarin ein Kind gestohlen und es in Stücke geschnitten, um es zu kochen. Zufällig kam die Mutter, welche ihr Kind suchte, dazu, und sah die kleinen Glieder ihres verlorenen Kindes im Kessel. Als nun die beiden Weiber gefangen genommen und gefoltert wurden, gestanden sie, daß, wenn sie mit ihrem Kochen zu Stande gekommen

*) Beiläufig mag hier der Glaube erwähnt werden, wornach man gewissen Fürsten vermöge ihrer Würde eine gewisse Wunderkraft zuschrieb, wie den Königen von Frankreich die Gabe, den Kropf durch Berührung zu heilen, welche der König von England zu seiner Zeit als Prätendent der französischen Krone mit dieser hinwiederum als sein Vorrecht in Anspruch nahm. Ein Glaube dieser Art wird noch in einem deutschen Staate conservirt, und zwar von dem Fürsten selbst, der überhaupt ein Anhänger des Alten, sich noch im Besitze des ererbten Vermögens wähnt, eine Feuersbrunst durch seine Gegenwart zu löschen. Wenn in seiner Residenz Feuer ausbricht, so verfügt er sich, wo möglich ungesehen, nach der Brandstätte und umgeht dieselbe siebenmal. Darauf begibt er sich zur Ruhe, in der Meinung, seine Pflicht gethan zu haben. Doch unterzieht er sich dieser Mühe nur, wenn eines seiner öffentlichen Gebäude in Gefahr ist. Häuser unliebsamer Oppositions-Männer und Demokraten überläßt er ihrem Schicksale. Man verdankt übrigens diese Mittheilung nicht etwa regierungsfeindlichen Kreisen, sondern dem Hofe, treu ergebenen Dienern.

wären, ein starker Frost eingetreten sein und alle Früchte im Lande geknickt haben würde." Die ganze Geschichte mag wahr sein, nur hat der Kessel der beiden alten Weiber wahrscheinlich irgend unschuldiges Fleisch enthalten.

Luther erzählt von zwei Weibern, welche in ein Wirthshaus kamen und zwei Krüge mit Wasser bei Seite stellten. Inzwischen hörte man sie sich unter einander berathen, ob sie das Brod oder den Wein, das Korn oder die Trauben nehmen wollten. Als der Wirth, der in einem Winkel stand, dieß hörte, nahm er beide Krüge, und als die beiden Weiber im Bett waren, goß er den Inhalt über sie aus. Das Wasser gefror zu Eis, die Weiber wurden krank und starben. Die Erzählung enthält nichts Unwahrscheinliches. Die beiden Weiber hatten sich vielleicht berathen, was sie essen und trinken wollten. Für dieß Verbrechen wurden sie um Mitternacht mit Wasser übergossen, welches bei dem kalten Wetter gefror und ihnen den Tod zuzog, als Opfern des Aberglaubens.

Es gab ferner Leute, wiederum besonders alte Weiber, die „den bösen Blick" besaßen, deren Blicke Menschen, Thieren und Feldern Unheil brachte. Die Griechen schrieben denselben besonders den Bewohnern von Pontus zu, die zwei Pupillen in jedem Auge oder das Bild eines Pferdes in einem haben sollten.

Auch herrschte der Glaube, daß man durch übermäßige Schmeichelei verwünscht werden, während schwaches Lob niemals schaden könne; ein Glaube, der in mancher Rücksicht ganz heilsam sein mag. Er entspricht einem noch hier und da verbreiteten Vorurtheile, wornach man, wenn man sich einer Sache rühmt, darauf rechnen kann, daß man sie verlieren wird. Der Glaube an Verwünschung durch lautes Lob findet bei Plautus in verschiedenen Stellen Ausdruck, und die Griechen und Römer hatten eine bestimmte Formel, welche sie gewöhnlich einem großen Lobe vorhergehen ließen, um anzudeuten, daß es auf keine Verwünschung abgesehen war. Dieser Glaube herrschte viele Jahrhunderte hindurch, und selbst das Mißtrauen, welches wir noch gegen einen Menschen hegen, „der uns nicht gerade in's Gesicht sehen kann," obwohl es an sich seinen guten Grund haben mag, wird noch verstärkt durch ein Ueberbleibsel der

alten Furcht vor einem bösen Zauber, der von einem Menschen gewirkt werden möge, welcher während einer Unterhaltung entweder in die Lüfte, oder auf den Fußboden blickt.

Liebesknoten, von denen wir jetzt im Scherze reden, wurden einst im Ernste um den Arm oder das Kniee getragen, und es gab wiederum Knoten, welche die Liebe störten und von Feinden angewandt wurden, um Ehen kinderlos zu machen. Zauberworte, auf der Schwelle ausgesprochen zur Zeit, wo die Ehe vollzogen wurde, galten ebenfalls für kräftig, um die Geburt von Kindern zu verhindern, und Paracelsus lehrt, wie solchem Zauber entgegenzuwirken ist.

Zu den Zaubermitteln, wodurch man auf entfernte Personen zu deren Schaden einwirkte, gehörten auch die Wachsbilder. Duff, König von Schottland, litt an einer Krankheit, in welcher man auch nach dieser sagenhaften Beschreibung sofort die Schwindsucht erkennt, an heftigen Fiebern und starken Nachtschweißen. Die Aerzte konnten ihm nicht helfen. Da erhob sich ein starkes Gerede, daß der König von Mähren von den schottischen Hexen in der Gegend von Forres sehr geplagt wurde. Wie Macbeth die Umgegend von Forres als einen Aufenthalt der Hexen kannte, so wird sie auch in dieser Sage als ein solcher angesehen. König Duff ließ seinerseits Nachforschungen anstellen, und dem geschäftigen Magistrat zu Forres gelang es endlich, in einem Hause eine alte und eine junge Hexe in dem Augenblicke zu überraschen, da sie ein Wachsbild des Königs an einem Spieße über einem kleinen Feuer schmolzen. Das langsame Hinschmelzen desselben bei nächtlicher Weile war der Grund von des Königs Nachtschweiße und Hinschwinden, und die Hitze des Feuers verursachte sein Fieber. Nachdem die Weiber verbrannt waren, wurde der König wieder gesund.

Für Hexen gab es kein Erbarmen in dieser Welt des Aberglaubens. Es wurde entweder selbstverständlich angenommen, oder den Richtern ausdrücklich eingeschärft, daß diese Weiber, wenn sie zur Folter oder zum Feuertode verurtheilt wurden, durch den Teufel in Stand gesetzt würden, ein so herzzerreißendes Geschrei auszustoßen und in solchen Tönen um Erbarmen zu flehen, daß es gefährlich sei, darauf zu lauschen, und der Richter davor

gewarnt werden müsse, da, wenn er sich dadurch täuschen lasse und im Kampfe mit dem Bösen von seiner Pflicht abweiche, er durch seine angewandte Nachsicht sich großer Verantwortlichkeit schuldig mache. Aberglaube verhärtete die Herzen selbst gegen die Gefühle der Menschlichkeit und zerriß die Banden der Natur.

Als Unwissenheit in der Welt die Herrschaft führte, mußten Männer, die sich durch Wissenschaft auszeichneten, die geltenden Vorurtheile zu Hilfe nehmen, um sich vor den Angriffen des Aberglaubens zu schützen. Als Gelehrte wären sie unbeachtet geblieben, als Zauberer besaßen sie dagegen Ruhm und Ansehen. Denn Zauberer wurden im Allgemeinen nicht verbrannt, sondern verehrt; von der Verehrung zur Verketzerung ist in der Welt nur ein Schritt. Uebrigens war der Glaube an Magiker schon ziemlich schwach geworden, als der Glaube an die verderbliche Wirksamkeit der Hexen in der bösartigsten Entwicklung begriffen war.

Die berühmtesten Zauberer der Volkssage waren Merlin in England und Virgil in Italien. Merlin war der größte Gelehrte seiner Zeit und Freund und Rathgeber von vier Königen seines Landes, der dem Könige Arthur die runde Tafel verfertigte, woran der dreizehnte Sitz (für Judas) so angebracht war, daß, wer sich darauf setzte, in's Verderben hinabstürzte.*) Merlin war im Ganzen wohlthätig und verdiente nicht, daß die hartherzige Dame, die er in seine Künste eingeweiht hatte, ihm vermittelst derselben den Untergang bereitete.

Virgil war den Italienern des Mittelalters mehr als Zauberer, denn als Dichter bekannt; er galt ihnen gewisser Maßen als heidnischer Heiliger. Merkwürdig ist, daß er in dieser Gestalt in seinem Heimathslande sich überlebt hat. Mit den Sagen, welche über ihn erzählt wurden, ließe sich ein dickes Buch ausfüllen. Seine Verse genossen im Mittelalter sogar eine abergläubische Verehrung und wurden, gleich sibyllinischen Versen, zu Orakeln (sortes Virgilianae) benutzt. Er soll Neapel auf Eiern erbaut haben, oder nach einer andern Sage zum Theil

*) Wir begegnen demnach schon hier dem Aberglauben, der noch so manche Gemüther beherrscht, daß die dreizehnte Person in einer Tischgesellschaft im nächsten Jahre dem Tode verfallen ist.

ſchrieb er, hörten die Mönche ihre Särge beſtellen, ganz ſo wie ſie einige Tage darauf beſtellt würden, und wenn in den Dörfern Jemand bald darauf ſtürbe, ſo höre man am Abend oder bei dunkler Nacht Spaten auf dem Kirchhofe arbeiten und zwar Stich für Stich, gerade wie es ſpäter durch den Todtengräber geſchähe. Scharfrichter, ſagt er ferner, ſollen gewöhnlich genau vorher wiſſen, wenn ſie einen armen Sünder hinzurichten haben, da ihr Schwert an der Wand ſich rührt; ja, ſie ſollen nach ſolchen Zeichen vorher wiſſen können, auf welche Art der Verurtheilte zu Tode gebracht werde.

Dieß Raſſeln der Werkzeuge des Henkers erinnert an den Glauben, wornach ein abweſender Ritter ermordet war, wenn ſein Schwert zu Hauſe Blutflecken zeigte. Wie manches Kriegers Weib mag durch dieſen Aberglauben geängſtigt worden ſein, wenn ſie auf dem Schwerte ihres Mannes einige Roſtflecken bemerkte.

Eine freundlichere Vorſtellung herrſchte unter den Mönchen des Kloſters Korvei, wornach der Todesengel eine Lilie auf den Sitz des Bruders legte, der nächſtens aus dem Leben abgerufen wurde. War dieſer Glaube feſt, ſo wurde ein Mönch, auf deſſen Stuhl Jemand aus Bosheit eine Lilie legte, ſchon durch die Furcht zum Tode reif gemacht. Die Domherren zu Breslau nahmen dieſe Vorſtellung mit einer kleinen Abänderung an; ihr Todeszeichen war nämlich nicht eine Lilie, ſondern eine Roſe.

Weit verbreitet war der Aberglaube, wornach eine weiße Dame in hohen Häuſern als Todesbotin erſcheinen ſollte; doch iſt er nicht vor dem fünfzehnten Jahrhundert herrſchend geworden. Er begann vielleicht mit der Geſchichte der ſchönen Meluſina, die, ſo oft das Haus Luſignan von einem Unglück bedroht war, oder ein König von Frankreich dem Tode nahe war, auf dem Schloßthurme des Hauſes Luſignan in Trauerkleidern erſchien, deren Erſcheinungen indeſſen nach Abbruch jenes Thurmes (1574) aufhörten. Berühmt iſt die mit dem Geſchicke des Hauſes Brandenburg verknüpfte weiße Dame, welche bekanntlich eine mit dem Blute ihrer zwei Kinder befleckte Gräfin von Orlamünde ſein ſoll. Ein italieniſcher Schriftſteller über Judas Iſchariot zählt drei italieniſche Häuſer auf, Torelli, Pio und Gonzaga, in welchen immer vor einem eintretenden Todesfalle eine weiße Dame in dem

Zimmer erschien, in welchem die Leiche ausgestellt werden sollte. Man glaubte, daß es die Erscheinung einer früheren Frau des Hauses sei, welche fälschlicher Weise der Untreue angeklagt und in weiße, leinene Tücher gewickelt, aus einem obern Fenster des Schlosses geworfen worden sei.

Die weiße Kleidung dieser Unglücksdame ist übrigens aus der Sitte der Vorzeit zu erklären, wornach Weiß die Trauerfarbe vornehmer Damen war. Bei den Römern trauerten zur Zeit der Republik Männer und Weiber in Schwarz: zur spätern Kaiserzeit indessen behielten zwar die Männer die schwarze Trauerfarbe bei, aber die Weiber nahmen Weiß als Trauerfarbe an.

Wenn ein Bauer in alten Zeiten mit dem Wetter unzufrieden war, so suchte er unter seinen Mitmenschen den schuldigen auf, an welchem er sich dafür rächen konnte. Man glaubte, daß böse Menschen im Stande seien, Vieh und Felder zu behexen. Bodinus erzählt in seiner Dämonomanie folgende Geschichte, die er von dem, in der Bartholomäusnacht umgekommenen Admiral Coligny gehört haben will: „Ein junger Mann in Poitou war angeklagt, zwei Edelleute umgebracht zu haben. Er gestand, daß er ihr Diener gewesen sei und gesehen habe, wie sie ein Pulver auf die besäeten Aecker gestreut hätten mit den Worten: „Fluch treffe diese Frucht, dieses Haus und diese Nachbarschaft." Er habe darauf sich dieses Pulvers bemächtigt und es in das Schlafzimmer dieser Herren geworfen, in Folge dessen sie todt im Bette gefunden worden seien. Die Richter sprachen hierauf diesen jungen Menschen frei."

Man glaubte, daß es Menschen gebe, die im Stande seien, Stürme zu erregen, und solche, die davor schützen könnten. Die Letzteren wurden von den Landleuten bezahlt, wie man sich jetzt für den Fall von Hagelschaden durch Einsatz in Versicherungskassen zu decken sucht. Agobard, Erzbischof von Lyon klagt daher: „Es gibt viele Menschen, welche dem Priester nur unwillig den Zehnten entrichten, Wittwen und Waisen aber niemals unterstützen und keinem Armen ein Almosen verabreichen, so viel sie auch dazu ermahnt werden mögen, aber eben diese

Menschen werden den Wettermachern mit der größten Pünktlichkeit und ohne Abzug ihre Gebühren bezahlen." *)

„Wiederum" sagt Agobard, „sind die meisten Leute so thöricht zu glauben, daß es ein Land gibt, Magonia genannt, von wo Schiffe über die Wolken gesegelt kommen, die mit den durch Sturm und Hagel zu Grunde gerichteten Früchten beladen sind und diese in jenes Land entführen; und man meint, daß die Leute in diesen Luftschiffen mit den Sturmerregern im Bunde stehen, die ihnen gegen gewissen Lohn jene Früchte zuführen." „Drei Männer und eine Frau", sagt Agobard, „habe er selbst in einem Dorfe, wohin sie als Fremde gekommen seien, vor dem Steinigen geschützt, da man geglaubt habe, sie seien aus einem solchen Luftschiffe durch einen Sturm heruntergewehet."

Im sechzehnten Jahrhundert schreibt Godelmann also: „Im Jahre 1553 wurden in Berlin zwei Hexen gefangen, welche sich verschworen hatten, die Frucht durch Frost zu verderben. Diese Weiber hatten ihrer Nachbarin ein Kind gestohlen und es in Stücke geschnitten, um es zu kochen. Zufällig kam die Mutter, welche ihr Kind suchte, dazu, und sah die kleinen Glieder ihres verlorenen Kindes im Kessel. Als nun die beiden Weiber gefangen genommen und gefoltert wurden, gestanden sie, daß, wenn sie mit ihrem Kochen zu Stande gekommen

*) Beiläufig mag hier der Glaube erwähnt werden, wornach man gewissen Fürsten vermöge ihrer Würde eine gewisse Wunderkraft zuschrieb, wie den Königen von Frankreich die Gabe, den Kropf durch Berührung zu heilen, welche der König von England zu seiner Zeit als Prätendent der französischen Krone mit dieser hinwiederum als sein Vorrecht in Anspruch nahm. Ein Glaube dieser Art wird noch in einem deutschen Staate conservirt, und zwar von dem Fürsten selbst, der überhaupt ein Anhänger des Alten, sich noch im Besitze des ererbten Vermögens wähnt, eine Feuersbrunst durch seine Gegenwart zu löschen. Wenn in seiner Residenz Feuer ausbricht, so verfügt er sich, wo möglich ungesehen, nach der Brandstätte und umgeht dieselbe siebenmal. Darauf begibt er sich zur Ruhe, in der Meinung, seine Pflicht gethan zu haben. Doch unterzieht er sich dieser Mühe nur, wenn eines seiner öffentlichen Gebäude in Gefahr ist. Häuser unliebsamer Oppositions-Männer und Demokraten überläßt er ihrem Schicksale. Man verdankt übrigens diese Mittheilung nicht etwa regierungsfeindlichen Kreisen, sondern dem Hofe, treu ergebenen Dienern.

wären, ein starker Frost eingetreten sein und alle Früchte im Lande geknickt haben würde." Die ganze Geschichte mag wahr sein, nur hat der Kessel der beiden alten Weiber wahrscheinlich irgend unschuldiges Fleisch enthalten.

Luther erzählt von zwei Weibern, welche in ein Wirthshaus kamen und zwei Krüge mit Wasser bei Seite stellten. Inzwischen hörte man sie sich unter einander berathen, ob sie das Brod oder den Wein, das Korn oder die Trauben nehmen wollten. Als der Wirth, der in einem Winkel stand, dieß hörte, nahm er beide Krüge, und als die beiden Weiber im Bett waren, goß er den Inhalt über sie aus. Das Wasser gefror zu Eis, die Weiber wurden krank und starben. Die Erzählung enthält nichts Unwahrscheinliches. Die beiden Weiber hatten sich vielleicht berathen, was sie essen und trinken wollten. Für dieß Verbrechen wurden sie um Mitternacht mit Wasser übergossen, welches bei dem kalten Wetter gefror und ihnen den Tod zuzog, als Opfern des Aberglaubens.

Es gab ferner Leute, wiederum besonders alte Weiber, die „den bösen Blick" besaßen, deren Blicke Menschen, Thieren und Feldern Unheil brachte. Die Griechen schrieben denselben besonders den Bewohnern von Pontus zu, die zwei Pupillen in jedem Auge oder das Bild eines Pferdes in einem haben sollten.

Auch herrschte der Glaube, daß man durch übermäßige Schmeichelei verwünscht werden, während schwaches Lob niemals schaden könne; ein Glaube, der in mancher Rücksicht ganz heilsam sein mag. Er entspricht einem noch hier und da verbreiteten Vorurtheile, wornach man, wenn man sich einer Sache rühmt, darauf rechnen kann, daß man sie verlieren wird. Der Glaube an Verwünschung durch lautes Lob findet bei Plautus in verschiedenen Stellen Ausdruck, und die Griechen und Römer hatten eine bestimmte Formel, welche sie gewöhnlich einem großen Lobe vorhergehen ließen, um anzudeuten, daß es auf keine Verwünschung abgesehen war. Dieser Glaube herrschte viele Jahrhunderte hindurch, und selbst das Mißtrauen, welches wir noch gegen einen Menschen hegen, „der uns nicht gerade in's Gesicht sehen kann," obwohl es an sich seinen guten Grund haben mag, wird noch verstärkt durch ein Ueberbleibsel der

alten Furcht vor einem bösen Zauber, der von einem Menschen gewirkt werden möge, welcher während einer Unterhaltung entweder in die Lüfte, oder auf den Fußboden blickt.

Liebesknoten, von denen wir jetzt im Scherze reden, wurden einst im Ernste um den Arm oder das Kniee getragen, und es gab wiederum Knoten, welche die Liebe störten und von Feinden angewandt wurden, um Ehen kinderlos zu machen. Zauberworte, auf der Schwelle ausgesprochen zur Zeit, wo die Ehe vollzogen wurde, galten ebenfalls für kräftig, um die Geburt von Kindern zu verhindern, und Paracelsus lehrt, wie solchem Zauber entgegenzuwirken ist.

Zu den Zaubermitteln, wodurch man auf entfernte Personen zu deren Schaden einwirkte, gehörten auch die Wachsbilder. Duff, König von Schottland, litt an einer Krankheit, in welcher man auch nach dieser sagenhaften Beschreibung sofort die Schwindsucht erkennt, an heftigen Fiebern und starken Nachtschweißen. Die Aerzte konnten ihm nicht helfen. Da erhob sich ein starkes Gerede, daß der König von Mähren von den schottischen Hexen in der Gegend von Forres sehr geplagt wurde. Wie Macbeth die Umgegend von Forres als einen Aufenthalt der Hexen kannte, so wird sie auch in dieser Sage als ein solcher angesehen. König Duff ließ seinerseits Nachforschungen anstellen, und dem geschäftigen Magistrat zu Forres gelang es endlich, in einem Hause eine alte und eine junge Hexe in dem Augenblicke zu überraschen, da sie ein Wachsbild des Königs an einem Spieße über einem kleinen Feuer schmolzen. Das langsame Hinschmelzen desselben bei nächtlicher Weile war der Grund von des Königs Nachtschweiße und Hinschwinden, und die Hitze des Feuers verursachte sein Fieber. Nachdem die Weiber verbrannt waren, wurde der König wieder gesund.

Für Hexen gab es kein Erbarmen in dieser Welt des Aberglaubens. Es wurde entweder selbstverständlich angenommen, oder den Richtern ausdrücklich eingeschärft, daß diese Weiber, wenn sie zur Folter oder zum Feuertode verurtheilt wurden, durch den Teufel in Stand gesetzt würden, ein so herzzerreißendes Geschrei auszustoßen und in solchen Tönen um Erbarmen zu flehen, daß es gefährlich sei, darauf zu lauschen, und der Richter davor

gewarnt werden müsse, da, wenn er sich dadurch täuschen lasse und im Kampfe mit dem Bösen von seiner Pflicht abweiche, er durch seine angewandte Nachsicht sich großer Verantwortlichkeit schuldig mache. Aberglaube verhärtete die Herzen selbst gegen die Gefühle der Menschlichkeit und zerriß die Banden der Natur.

Als Unwissenheit in der Welt die Herrschaft führte, mußten Männer, die sich durch Wissenschaft auszeichneten, die geltenden Vorurtheile zu Hilfe nehmen, um sich vor den Angriffen des Aberglaubens zu schützen. Als Gelehrte wären sie unbeachtet geblieben, als Zauberer besaßen sie dagegen Ruhm und Ansehen. Denn Zauberer wurden im Allgemeinen nicht verbrannt, sondern verehrt; von der Verehrung zur Verketzerung ist in der Welt nur ein Schritt. Uebrigens war der Glaube an Magiker schon ziemlich schwach geworden, als der Glaube an die verderbliche Wirksamkeit der Hexen in der bösartigsten Entwicklung begriffen war.

Die berühmtesten Zauberer der Volkssage waren Merlin in England und Virgil in Italien. Merlin war der größte Gelehrte seiner Zeit und Freund und Rathgeber von vier Königen seines Landes, der dem Könige Arthur die runde Tafel verfertigte, woran der dreizehnte Sitz (für Judas) so angebracht war, daß, wer sich darauf setzte, in's Verderben hinabstürzte.*) Merlin war im Ganzen wohlthätig und verdiente nicht, daß die hartherzige Dame, die er in seine Künste eingeweiht hatte, ihm vermittelst derselben den Untergang bereitete.

Virgil war den Italienern des Mittelalters mehr als Zauberer, denn als Dichter bekannt; er galt ihnen gewisser Maßen als heidnischer Heiliger. Merkwürdig ist, daß er in dieser Gestalt in seinem Heimathslande sich überlebt hat. Mit den Sagen, welche über ihn erzählt wurden, ließe sich ein dickes Buch ausfüllen. Seine Verse genossen im Mittelalter sogar eine abergläubische Verehrung und wurden, gleich sibyllinischen Versen, zu Orakeln (sortes Virgilianae) benutzt. Er soll Neapel auf Eiern erbaut haben, oder nach einer andern Sage zum Theil

*) Wir begegnen demnach schon hier dem Aberglauben, der noch so manche Gemüther beherrscht, daß die dreizehnte Person in einer Tischgesellschaft im nächsten Jahre dem Tode verfallen ist.

schrieb er, hörten die Mönche ihre Särge bestellen, ganz so wie sie einige Tage darauf bestellt würden, und wenn in den Dörfern Jemand bald darauf stürbe, so höre man am Abend oder bei dunkler Nacht Spaten auf dem Kirchhofe arbeiten und zwar Stich für Stich, gerade wie es später durch den Todtengräber geschähe. Scharfrichter, sagt er ferner, sollen gewöhnlich genau vorher wissen, wenn sie einen armen Sünder hinzurichten haben, da ihr Schwert an der Wand sich rührt; ja, sie sollen nach solchen Zeichen vorher wissen können, auf welche Art der Verurtheilte zu Tode gebracht werde.

Dieß Rasseln der Werkzeuge des Henkers erinnert an den Glauben, wornach ein abwesender Ritter ermordet war, wenn sein Schwert zu Hause Blutflecken zeigte. Wie manches Kriegers Weib mag durch diesen Aberglauben geängstigt worden sein, wenn sie auf dem Schwerte ihres Mannes einige Rostflecken bemerkte.

Eine freundlichere Vorstellung herrschte unter den Mönchen des Klosters Korvei, wornach der Todesengel eine Lilie auf den Sitz des Bruders legte, der nächstens aus dem Leben abgerufen wurde. War dieser Glaube fest, so wurde ein Mönch, auf dessen Stuhl Jemand aus Bosheit eine Lilie legte, schon durch die Furcht zum Tode reif gemacht. Die Domherren zu Breslau nahmen diese Vorstellung mit einer kleinen Abänderung an; ihr Todeszeichen war nämlich nicht eine Lilie, sondern eine Rose.

Weit verbreitet war der Aberglaube, wornach eine weiße Dame in hohen Häusern als Todesbotin erscheinen sollte; doch ist er nicht vor dem fünfzehnten Jahrhundert herrschend geworden. Er begann vielleicht mit der Geschichte der schönen Melusina, die, so oft das Haus Lusignan von einem Unglück bedroht war, oder ein König von Frankreich dem Tode nahe war, auf dem Schloßthurme des Hauses Lusignan in Trauerkleidern erschien, deren Erscheinungen indessen nach Abbruch jenes Thurmes (1574) aufhörten. Berühmt ist die mit dem Geschicke des Hauses Brandenburg verknüpfte weiße Dame, welche bekanntlich eine mit dem Blute ihrer zwei Kinder befleckte Gräfin von Orlamünde sein soll. Ein italienischer Schriftsteller über Judas Ischariot zählt drei italienische Häuser auf, Torelli, Pio und Gonzaga, in welchen immer vor einem eintretenden Todesfalle eine weiße Dame in dem

Zimmer erschien, in welchem die Leiche ausgestellt werden sollte. Man glaubte, daß es die Erscheinung einer früheren Frau des Hauses sei, welche fälschlicher Weise der Untreue angeklagt und in weiße, leinene Tücher gewickelt, aus einem obern Fenster des Schlosses geworfen worden sei.

Die weiße Kleidung dieser Unglücksdame ist übrigens aus der Sitte der Vorzeit zu erklären, wornach Weiß die Trauerfarbe vornehmer Damen war. Bei den Römern trauerten zur Zeit der Republik Männer und Weiber in Schwarz: zur spätern Kaiserzeit indessen behielten zwar die Männer die schwarze Trauerfarbe bei, aber die Weiber nahmen Weiß als Trauerfarbe an.

Wenn ein Bauer in alten Zeiten mit dem Wetter unzufrieden war, so suchte er unter seinen Mitmenschen den schuldigen auf, an welchem er sich dafür rächen konnte. Man glaubte, daß böse Menschen im Stande seien, Vieh und Felder zu behexen. Bodinus erzählt in seiner Dämonomanie folgende Geschichte, die er von dem, in der Bartholomäusnacht umgekommenen Admiral Coligny gehört haben will: „Ein junger Mann in Poitou war angeklagt, zwei Edelleute umgebracht zu haben. Er gestand, daß er ihr Diener gewesen sei und gesehen habe, wie sie ein Pulver auf die besäeten Aecker gestreut hätten mit den Worten: „Fluch treffe diese Frucht, dieses Haus und diese Nachbarschaft." Er habe darauf sich dieses Pulvers bemächtigt und es in das Schlafzimmer dieser Herren geworfen, in Folge dessen sie todt im Bette gefunden worden seien. Die Richter sprachen hierauf diesen jungen Menschen frei."

Man glaubte, daß es Menschen gebe, die im Stande seien, Stürme zu erregen, und solche, die davor schützen könnten. Die Letzteren wurden von den Landleuten bezahlt, wie man sich jetzt für den Fall von Hagelschaden durch Einsatz in Versicherungskassen zu decken sucht. Agobard, Erzbischof von Lyon klagt daher: „Es gibt viele Menschen, welche dem Priester nur unwillig den Zehnten entrichten, Wittwen und Waisen aber niemals unterstützen und keinem Armen ein Almosen verabreichen, so viel sie auch dazu ermahnt werden mögen, aber eben diese

Menschen werden den Wettermachern mit der größten Pünktlichkeit und ohne Abzug ihre Gebühren bezahlen." *)

„Wiederum" sagt Agobard, „sind die meisten Leute so thöricht zu glauben, daß es ein Land gibt, Magonia genannt, von wo Schiffe über die Wolken gesegelt kommen, die mit den durch Sturm und Hagel zu Grunde gerichteten Früchten beladen sind und diese in jenes Land entführen; und man meint, daß die Leute in diesen Luftschiffen mit den Sturmerregern im Bunde stehen, die ihnen gegen gewissen Lohn jene Früchte zuführen." „Drei Männer und eine Frau", sagt Agobard, „habe er selbst in einem Dorfe, wohin sie als Fremde gekommen seien, vor dem Steinigen geschützt, da man geglaubt habe, sie seien aus einem solchen Luftschiffe durch einen Sturm heruntergewehet."

Im sechzehnten Jahrhundert schreibt Godelmann also: „Im Jahre 1553 wurden in Berlin zwei Hexen gefangen, welche sich verschworen hatten, die Frucht durch Frost zu verderben. Diese Weiber hatten ihrer Nachbarin ein Kind gestohlen und es in Stücke geschnitten, um es zu kochen. Zufällig kam die Mutter, welche ihr Kind suchte, dazu, und sah die kleinen Glieder ihres verlorenen Kindes im Kessel. Als nun die beiden Weiber gefangen genommen und gefoltert wurden, gestanden sie, daß, wenn sie mit ihrem Kochen zu Stande gekommen

*) Beiläufig mag hier der Glaube erwähnt werden, wornach man gewissen Fürsten vermöge ihrer Würde eine gewisse Wunderkraft zuschrieb, wie den Königen von Frankreich die Gabe, den Kropf durch Berührung zu heilen, welche der König von England zu seiner Zeit als Prätendent der französischen Krone mit dieser hinwiederum als sein Vorrecht in Anspruch nahm. Ein Glaube dieser Art wird noch in einem deutschen Staate conservirt, und zwar von dem Fürsten selbst, der überhaupt ein Anhänger des Alten, sich noch im Besitze des ererbten Vermögens wähnt, eine Feuersbrunst durch seine Gegenwart zu löschen. Wenn in seiner Residenz Feuer ausbricht, so verfügt er sich, wo möglich ungesehen, nach der Brandstätte und umgeht dieselbe siebenmal. Darauf begibt er sich zur Ruhe, in der Meinung, seine Pflicht gethan zu haben. Doch unterzieht er sich dieser Mühe nur, wenn eines seiner öffentlichen Gebäude in Gefahr ist. Häuser unliebsamer Oppositions-Männer und Demokraten überläßt er ihrem Schicksale. Man verdankt übrigens diese Mittheilung nicht etwa regierungsfeindlichen Kreisen, sondern dem Hofe, treu ergebenen Dienern.

wären, ein starker Frost eingetreten sein und alle Früchte im Lande geknickt haben würde." Die ganze Geschichte mag wahr sein, nur hat der Kessel der beiden alten Weiber wahrscheinlich irgend unschuldiges Fleisch enthalten.

Luther erzählt von zwei Weibern, welche in ein Wirthshaus kamen und zwei Krüge mit Wasser bei Seite stellten. Inzwischen hörte man sie sich unter einander berathen, ob sie das Brod oder den Wein, das Korn oder die Trauben nehmen wollten. Als der Wirth, der in einem Winkel stand, dieß hörte, nahm er beide Krüge, und als die beiden Weiber im Bett waren, goß er den Inhalt über sie aus. Das Wasser gefror zu Eis, die Weiber wurden krank und starben. Die Erzählung enthält nichts Unwahrscheinliches. Die beiden Weiber hatten sich vielleicht berathen, was sie essen und trinken wollten. Für dieß Verbrechen wurden sie um Mitternacht mit Wasser übergossen, welches bei dem kalten Wetter gefror und ihnen den Tod zuzog, als Opfern des Aberglaubens.

Es gab ferner Leute, wiederum besonders alte Weiber, die „den bösen Blick" besaßen, deren Blicke Menschen, Thieren und Feldern Unheil brachte. Die Griechen schrieben denselben besonders den Bewohnern von Pontus zu, die zwei Pupillen in jedem Auge oder das Bild eines Pferdes in einem haben sollten.

Auch herrschte der Glaube, daß man durch übermäßige Schmeichelei verwünscht werden, während schwaches Lob niemals schaden könne; ein Glaube, der in mancher Rücksicht ganz heilsam sein mag. Er entspricht einem noch hier und da verbreiteten Vorurtheile, wornach man, wenn man sich einer Sache rühmt, darauf rechnen kann, daß man sie verlieren wird. Der Glaube an Verwünschung durch lautes Lob findet bei Plautus in verschiedenen Stellen Ausdruck, und die Griechen und Römer hatten eine bestimmte Formel, welche sie gewöhnlich einem großen Lobe vorhergehen ließen, um anzudeuten, daß es auf keine Verwünschung abgesehen war. Dieser Glaube herrschte viele Jahrhunderte hindurch, und selbst das Mißtrauen, welches wir noch gegen einen Menschen hegen, „der uns nicht gerade in's Gesicht sehen kann," obwohl es an sich seinen guten Grund haben mag, wird noch verstärkt durch ein Ueberbleibsel der

alten Furcht vor einem bösen Zauber, der von einem Menschen gewirkt werden möge, welcher während einer Unterhaltung entweder in die Lüfte, oder auf den Fußboden blickt.

Liebesknoten, von denen wir jetzt im Scherze reden, wurden einst im Ernste um den Arm oder das Kniee getragen, und es gab wiederum Knoten, welche die Liebe störten und von Feinden angewandt wurden, um Ehen kinderlos zu machen. Zauberworte, auf der Schwelle ausgesprochen zur Zeit, wo die Ehe vollzogen wurde, galten ebenfalls für kräftig, um die Geburt von Kindern zu verhindern, und Paracelsus lehrt, wie solchem Zauber entgegenzuwirken ist.

Zu den Zaubermitteln, wodurch man auf entfernte Personen zu deren Schaden einwirkte, gehörten auch die Wachsbilder. Duff, König von Schottland, litt an einer Krankheit, in welcher man auch nach dieser sagenhaften Beschreibung sofort die Schwindsucht erkennt, an heftigen Fiebern und starken Nachtschweißen. Die Aerzte konnten ihm nicht helfen. Da erhob sich ein starkes Gerede, daß der König von Mähren von den schottischen Hexen in der Gegend von Forres sehr geplagt wurde. Wie Macbeth die Umgegend von Forres als einen Aufenthalt der Hexen kannte, so wird sie auch in dieser Sage als ein solcher angesehen. König Duff ließ seinerseits Nachforschungen anstellen, und dem geschäftigen Magistrat zu Forres gelang es endlich, in einem Hause eine alte und eine junge Hexe in dem Augenblicke zu überraschen, da sie ein Wachsbild des Königs an einem Spieße über einem kleinen Feuer schmolzen. Das langsame Hinschmelzen desselben bei nächtlicher Weile war der Grund von des Königs Nachtschweiße und Hinschwinden, und die Hitze des Feuers verursachte sein Fieber. Nachdem die Weiber verbrannt waren, wurde der König wieder gesund.

Für Hexen gab es kein Erbarmen in dieser Welt des Aberglaubens. Es wurde entweder selbstverständlich angenommen, oder den Richtern ausdrücklich eingeschärft, daß diese Weiber, wenn sie zur Folter oder zum Feuertode verurtheilt wurden, durch den Teufel in Stand gesetzt würden, ein so herzzerreißendes Geschrei auszustoßen und in solchen Tönen um Erbarmen zu flehen, daß es gefährlich sei, darauf zu lauschen, und der Richter davor

gewarnt werden müsse, da, wenn er sich dadurch täuschen lasse und im Kampfe mit dem Bösen von seiner Pflicht abweiche, er durch seine angewandte Nachsicht sich großer Verantwortlichkeit schuldig mache. Aberglaube verhärtete die Herzen selbst gegen die Gefühle der Menschlichkeit und zerriß die Banden der Natur.

Als Unwissenheit in der Welt die Herrschaft führte, mußten Männer, die sich durch Wissenschaft auszeichneten, die geltenden Vorurtheile zu Hilfe nehmen, um sich vor den Angriffen des Aberglaubens zu schützen. Als Gelehrte wären sie unbeachtet geblieben, als Zauberer besaßen sie dagegen Ruhm und Ansehen. Denn Zauberer wurden im Allgemeinen nicht verbrannt, sondern verehrt; von der Verehrung zur Verketzerung ist in der Welt nur ein Schritt. Uebrigens war der Glaube an Magiker schon ziemlich schwach geworden, als der Glaube an die verderbliche Wirksamkeit der Hexen in der bösartigsten Entwicklung begriffen war.

Die berühmtesten Zauberer der Volkssage waren Merlin in England und Virgil in Italien. Merlin war der größte Gelehrte seiner Zeit und Freund und Rathgeber von vier Königen seines Landes, der dem Könige Arthur die runde Tafel verfertigte, woran der dreizehnte Sitz (für Judas) so angebracht war, daß, wer sich darauf setzte, in's Verderben hinabstürzte.*) Merlin war im Ganzen wohlthätig und verdiente nicht, daß die hartherzige Dame, die er in seine Künste eingeweiht hatte, ihm vermittelst derselben den Untergang bereitete.

Virgil war den Italienern des Mittelalters mehr als Zauberer, denn als Dichter bekannt; er galt ihnen gewisser Maßen als heidnischer Heiliger. Merkwürdig ist, daß er in dieser Gestalt in seinem Heimathslande sich überlebt hat. Mit den Sagen, welche über ihn erzählt wurden, ließe sich ein dickes Buch ausfüllen. Seine Verse genossen im Mittelalter sogar eine abergläubische Verehrung und wurden, gleich sibyllinischen Versen, zu Orakeln (sortes Virgilianae) benutzt. Er soll Neapel auf Eiern erbaut haben, oder nach einer andern Sage zum Theil

*) Wir begegnen demnach schon hier dem Aberglauben, der noch so manche Gemüther beherrscht, daß die dreizehnte Person in einer Tischgesellschaft im nächsten Jahre dem Tode verfallen ist.

auf Pfählen und verbannte das Ungeziefer unter die Treppe eines gewissen Thurmes, so daß es niemals Häuser und Gärten beunruhigte. Er führte eine mechanische Nachtpolizei von eisernen Männern ein, die mit eisernen Flegeln umher gingen und Jedem die Knochen zerschlugen, der zur Unzeit sich auf den Straßen umhertrieb. Er vermauerte ein Stück Fleisch in die Wand der Fleischbänke und verhinderte dadurch das Verderbniß des Fleisches, welches dort verkauft wurde. Er legte einen Garten an unter einem Felsen, nahe vor der Stadt, und stellte dort eine Bildsäule auf mit einer Trompete am Munde, die nach Süden blickte, und so oft der Südwind hinein blies, blies ihn die Bildsäule zurück und gab der ganzen Luftströmung eine Richtung in die gegenüber liegende Gegend. Veranlassung zu diesem Glauben gab ein Berg in der Terra di Lavoro, der Rauch und Asche auswarf und den man für ein Luftloch über der Unterwelt hielt. Im Mai pflegte der Südwind den Rauch über Neapel zu wehen, und um diesen abzuwehren, errichtete Virgil seine Bildsäule. Nach einem auf diese Weise verbrachten Leben wünschte Virgil, als alter Mann, um einer Dame willen, wieder jung zu werden. Er schloß sich in sein Schloß ein und bat die Dame und einen seiner Schüler, seinen Körper in kleine Stücke zu hacken, in einen Zuber zu thun und einzusalzen. Eine gewisse Lampe wurde dann über den Zuber gehängt, woraus eine bestimmte Zeit lang Oel auf seinen Leib tropfen sollte, und außerdem sollten noch manche andere Dinge vorgenommen werden. Das Verfahren wurde indessen unterbrochen oder nicht richtig ausgeführt; kurz Virgil's Leichnam blieb todt in der Salzlacke.

Es gab einen berühmten Zauberer, Namens Zytho, welcher zur Zeit des Kaisers Wenzel gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Der populärste Theil seiner Geschichte ist seine Einführung beim Kaiser. Sie wurde im Jahre 1515 von Hans Jakob Fugger in seinem „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich" in folgender Art erzählt und geglaubt. „Der Kaiser Wenzel hatte eine zweite Gemahlin geheirathet, welche ihm in ihrem Gefolge einige Jünger der schwarzen Kunst zubrachte. Als diese ihre Künste auf offenem Marktplatze zeigten,

schritt einer der Zuschauer, Namens Zytho, vor, mit einem Maule, das sich von einem Ohre bis zum andern erstreckte und verschlang den Hauptzauberer, wie er war, mit Haut und Haaren und seinen Kleidern, bis auf seine Schuhe, die er ausspie, weil sie schmutzig waren. Darauf ging er in das nächste Haus und entledigte sich des unverdaulichen Bissens in einen Wasserbehälter, so daß der arme Bursche halb ertrunken wieder zu sich selber kam." Natürlich gewann er durch dieses Kunststück die Gunst des Kaisers.

Der berühmte Dichter und Zauberer Klingsohr wurde im Jahre 1207 aus Siebenbürgen nach der Wartburg berufen, um dort in dem Dichterstreite als Schiedsrichter den Ausspruch zu thun und erkannte Heinrich von Ofterdingen den Preis zu. Ein noch mehr gefeierter Wundermann war Albertus Magnus, ein gelehrter Mönch des dreizehnten Jahrhunderts, von welchem Lehmann in seiner Chronik von Speier, unter dem Jahre 1258, folgende seltsame Begebenheit erzählt. Der Kaiser Wilhelm von Holland kam zur Feier des Festes der heiligen drei Könige nach Köln und wurde mit seinem Hofstaate von Albertus zur Mittagstafel in seinen Garten eingeladen, der neben dem Kloster lag, zu welchem er gehörte. Der Tag war kalt, und reichlicher Schnee fiel vom Himmel. Die Höflinge hielten den Mönch für unsinnig, da er sie einlud, unter offenem Himmel zu speisen. Der Kaiser fand sich indessen ein und setzte sich mit seiner Begleitung mitten im Schnee an die Tafel, eingehüllt in warme Pelze und Mäntel. Ein köstliches Mahl wurde darauf aufgetragen von schön geputzten höflichen Dienern, die Niemand kannte, und in dem Augenblicke, als die Schüsseln erschienen, verschwand der Schnee, erheiterte sich der Himmel, erwärmte sich die Luft, sproßten Blumen und Gras aus dem Boden, und während die Schüsseln gewechselt wurden, bedeckten sich die Obstbäume mit Blüthen und bald darauf mit reifen Früchten, während Vögel aller Art auf den Zweigen sich schaarten und die Luft mit ihren Gesängen erfüllten. Die Wärme nahm in dem Grade zu, daß alle Gäste ihre Winterpelze ablegen mußten und sich der Kleidung entledigten, so weit es der Anstand erlaubte. Nachdem die Mahlzeit vollendet war, nahmen die Diener die Ueberbleibsel hinweg und wurden nicht mehr

gesehen. Die Vögel flogen hinweg; Gras und Blumen verschwanden; Schnee und Winterkälte kehrten zurück, und die Gäste legten gern ihre Pelze und Mäntel wieder an und entfernten sich. Der Kaiser war indessen von diesen Tafelfreuden so entzückt, daß er dem Kloster bedeutende Schenkungen an Land gewährte und den Albertus Magnus immer in besten Ehren erhielt. Diese Geschichte wird in etwas anderer Gestalt von Boccaccio erzählt.

Die Sage vom Hamel'schen Rattenfänger ist in Deutschland durch Bearbeitungen in Versen und Prosa hinlänglich bekannt. Er lockte mit seiner Pfeife die Ratten, welche in der Stadt überhand genommen hatten, nach sich und führte sie in die Weser, worin sie ertranken. Da nun der Magistrat ihm den versprochenen Lohn verweigerte, rächte der Rattenfänger sich dadurch, daß er am folgenden Sonntage während des Gottesdienstes mit dem Tone seiner Pfeife die Kinder, welche zu Hause geblieben waren, versammelte und nach dem nahen Kuppelberge führte, welcher sich vor ihm öffnete und nachdem er den Zauberer mit seiner Kinderschaar aufgenommen hatte, wieder schloß. Nach einiger Zeit kam der Zauberer mit den geraubten Kindern in Siebenbürgen wieder zum Vorschein, wo dieselben eine deutsche Kolonie begründeten. Daß die Sage in früherer Zeit wörtlich geglaubt wurde, beweiset nicht nur der Ernst, mit welchem die Chroniken sie überliefern, sondern namentlich auch eine noch vorhandene Inschrift in plattdeutscher Sprache an einem Wohnhause in Hameln, welche den 29. August 1284 als den Tag angibt, an welchem „der große Pfeifer" 120 Hamelsche Kinder in den Kuppelberg entführte. Die Straße, an welcher das Haus gelegen ist und durch welche der Schwarzkünstler die Kinder entführte, heißt noch „die bungenlose Straße", weil zum Andenken an jene Begebenheit, welche die ganze Stadt in Trauer versetzt hatte, der Hochzeit-Reigen (Bungen) dort verstummen mußte, wie überhaupt weder Tanz noch Musik in derselben geduldet wurde. Man hat den geschichtlichen Gehalt der Sage in einer Fehde, welche in Folge des Verkaufs von Hameln Seitens der Abtei Fulda an den Bischof von Minden entstand, und in welcher viele Hamelsche Bürger umkamen, finden wollen.

Die Erklärung hat indessen, abgesehen von dem willkürlichen Zwange, welchen sie der Sage anthut, schon darum wenig Wahrscheinlichkeit, weil jene Fehde mehr als zwanzig Jahre früher stattfand, als dieser angebliche Auszug der Kinder Hamelns. Dagegen hält die Sage den Zusammenhang mit Siebenbürgen fest, da sie in der Umgegend von Hameln sieben Berge zählt, zu deren Andenken die jungen Kolonisten ihr neues Vaterland Siebenbürgen genannt haben sollen. Nach einer dieser Sage widerstreitenden Angabe sollen indessen rheinische Kolonisten (1143) dem Lande in Erinnerung an das Siebengebirge bei Bonn diesen Namen ertheilt haben.

Alle anderen Wundermänner dieser Art übertraf an Berühmtheit die sagenhafte Person des Doctor Johann Faust, der zwar wirklich Ausgangs des fünfzehnten und Anfangs des sechzehnten Jahrhunderts gelebt hat und durch manche Künste seine Zeitgenossen in Erstaunen setzte, dem indessen alle Zaubereien zugeschrieben wurden, wodurch seine Vorgänger geglänzt hatten und der sich vor diesen besonders dadurch auszeichnete, daß er seine Thaten nach einem moralischen Plane und Systeme verrichtete.

In der Faust-Sage tritt der Urheber aller schwarzen Zauberei als eine moralische Person am Deutlichsten ausgeprägt hervor. Der Satan oder Teufel der Sage ist übrigens ein reines Gebilde der Volksdichtung und hat mit dem Teufel der Bibel und der Theologie nur den Namen gemeinschaftlich. Der Teufel der Volkssage war der Erbauer alter Schlösser, Brücken und Urheber solcher Werke, welche von Menschenkräften nicht geschaffen zu sein schienen, selbst der Schöpfer von Bergen und Thälern, die den Anschein hatten, als wären sie künstlich hervorgebracht, da sie mit der umgebenden Natur nicht harmonirten. In manchen Fällen wurden solche Werke auch den Riesen zugeschrieben. Im Süden wurde übrigens der Satan weniger schrecklich, vielmehr als ein feiner Herr dargestellt. In den Fabeln des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, sowie in den Gesängen der Troubadours erscheint er höchstens als Kriminalrichter, der die Menschen zu ihrer Pflicht anhält; im Norden hatte er indessen einen weit schlimmeren Charakter. Phrasen,

die jetzt ohne Sinn sind im Munde derjenigen, welche sich ihrer bedienen, hatten damals eine schreckliche Bedeutung, wie folgende Erzählung des Gervasius Tilberiensis erläutern möge. „Es gibt in Katalonien einen sehr hohen Berg, genannt Cavaga; er ist steil und fast unzugänglich. Auf dem Gipfel ist ein See mit schwärzlichem Wasser. Unter demselben soll eine Dämonen-Wohnung liegen, eine Art Palast mit nur Einem engen Thore. Die Gestalt ist den Leuten unbekannt, weil er unsichtbar ist. Wenn Jemand einen Stein in das Wasser wirft, so bricht ein Sturm los, als ob die Dämonen beleidigt wären. Eine der Spitzen dieses Berges ist mit ewigem Schnee und Eise bedeckt und wird von der Sonne niemals beschienen. Nun möge der Leser vernehmen, was sich kürzlich an diesem Orte zutrug."

„In einem unter diesem Berge gelegenen Dorfe, Namens Junchera, wohnte ein Bauer, Pedro de Cabina. Da dieser eines Tages durch das beständige Schreien seiner kleinen Tochter belästigt wurde, ohne es beruhigen zu können, so rief er, nach der Ausdrucksweise gemeiner Leute, ungeduldig aus: „Der Teufel hole das Kind!" Dieser Wunsch wurde sofort erhört; denn unsichtbare Hände nahmen das Kind aus der Wiege und trugen es in einem Wirbelwind davon. Sieben Jahre später sah ein Bewohner jenes Dorfes, der am Fuße des Berges umherging, einen Mann vorbeilaufen, der jämmerlich klagte. „Wehe mir," schrie er, „wehe mir! daß ich eine solche Last zu tragen habe!" Da ihn der Wanderer nach der Ursache seines Schmerzes fragte, antwortete er: „Ich bin schon seit sieben Jahren auf diesem Berge Cavaga, weil ich den Teufeln übergeben wurde, die mich täglich reiten und peitschen, wie ein Pferd." Um seinen Worten Glauben zu verschaffen, fügte er hinzu, daß auch die Tochter des Pedro Cabina aus Junchera dem Teufel übergeben sei; daß aber die Dämonen ihrer Erziehung müde seien und sich freuen würden, wenn sie sie zurückgeben könnten, was geschehen werde, wenn der Vater auf den Berg kommen wolle."

„Als darauf die Dämonen feierlich beschworen wurden, erschien das Mädchen alsbald. Sie war groß für ihr Alter, aber trocken und schrecklich anzusehen, mit wilden Augen und so mager, daß sie nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien. Sie

ſprach und verſtand keine menſchliche Sprache, und es gab nur wenige menſchliche Geſchäfte, zu deren Verrichtung ſie angeleitet werden konnte."

Doch die Beiſpiele, da der Teufel in Perſon die abergläubiſchen Gemüther durch ſein Erſcheinen bei Tag und Nacht erſchreckte, haben meiſtens eine ſo anſtößige Geſtalt, daß man ſich gerne ihrer Erzählung überhebt. Nur Eins möge hier angeführt werden, da es eine Redensart erläutert, die heutiges Tages nur im Scherze gebraucht wird, einſt aber bittern Ernſt bedeutete und deren ſich wohl eine Perſon bedient, die bei einem Wettſtreite ſich des Sieges für gewiß hält: „Der Teufel bleibt zuletzt!" In Luther's Tiſchgeſprächen kommt eine Geſchichte vor, die einigen jungen Adeligen begegnet ſein ſoll, welche ein Wettrennen zu Pferde anſtellten unter dem Geſchrei: „Der Teufel bleibt zuletzt!" Der vorderſte hatte ein wohl zugerittenes Pferd, welchem er den Zügel ſchießen ließ. Das ungezügelte Thier blieb indeſſen allmählich zurück und wurde endlich plötzlich durch die Luft entführt, ohne daß geſagt wird, wo es geblieben ſein mag.

Da der Aberglaube, geblendet durch eine verworrene Auffaſſung des Naturbegriffes, die nüchterne Beobachtung der Realität ſtörte und in allen Gebieten des Wiſſens nur unerklärte Wunder ſuchte, da eben nur des Wunders Geheimniß ihm für wiſſenſchaftliche Tiefe galt, ſo gab er der Geſchichte, der Geographie und der Naturgeſchichte vermittelſt ſeiner Einbildungen eine willkürliche Geſtalt. Er ſchuf demnach eine übernatürliche oder unnatürliche, kurz eine phantaſtiſche Zoologie, worin genaue Beſchreibungen von Drachen, Einhornen und Baſilisken und andern Ungeheuern vorkamen, deren Daſein für eben ſo gewiß gehalten wurde, als dasjenige der Löwen, Tiger und anderer Geſchöpfe ferner Länder, die man ebenſowenig zu Geſichte bekam, und die Natur erſchien als eine launige Schöpferin von Mißgeburten. Ebenſo läßt ſich aus der Naturgeſchichte der Pflanzen, wie ſie vor dreihundert Jahren gelehrt wurde, eine übernatürliche Botanik ausziehen, und was die Mineralogie anbelangt, ſo war ſie eben übernatürlich von Anfang bis zu Ende. Selbſt die Naturgeſchichte des Menſchen war voll von wunderbaren Abnormitäten,

wie Riesen und Zwergen, Währwölfen, Geistern, unterirdischen Wächtern u. s. w.

Unter den fabelhaften Thieren der Vorzeit hatte der Drache wegen seiner Erwähnung in der Offenbarung Johannis eine besondere Bedeutung; der Glaube an die Existenz von Drachen und Lindwürmern war um so fester gegründet, als er sich auf das Ansehen der Kirche stützte, da nach der Tradition der heil. Georg, der christliche Perseus, durch Erlegung eines solchen Ungethüms sich als Patron der Ritterschaft seine Sporen verdient hat. Die Erzählung, welche der Schiller'schen Ballade, „der Kampf mit dem Drachen" zum Grunde liegt, behandelte daher Barclay, ein schottischer Gelehrter, im Anfange des 17. Jahrhunderts noch ganz als geschichtliche Thatsache.

„Im 15. Jahrhundert", erzählt derselbe in zierlichem Latein, „befand sich zur Zeit, da Elione de Villanova Großmeister der Rhodiser-Ritter war, in einer Höhle unter einem Felsen ein Drache, welcher die ganze Gegend umher unsicher machte, da er Menschen und Vieh verschlang und mit seinem Athem die Luft verpestete. Der Großmeister verbot daher, jener Gegend nahe zu kommen und drohete ungehorsamen Rittern nicht nur Ausstoßung aus dem Orden, sondern selbst Todesstrafe."

„Unter den Rittern befand sich damals ein tapferer, zum äußersten Wagnisse entschlossener Jüngling aus der Gascogne, Namens Dcodat de Gozon, welcher unaufhörlich von dem Gedanken verfolgt wurde, die Insel von jenem Ungethüm zu befreien. Er scheute indessen das Verbot des Großmeisters und wurde durch den Anblick des Drachen fast von seinem Vorhaben abgeschreckt; denn dessen Gestalt war Schauder erregend. Der Drache hatte einen Umfang, so daß er ein Pferd oder einen Ochsen verschlingen zu können schien. Der Hals war lang und starrte von Schuppen, und die Ohren standen aufgerichtet, wie diejenigen eines Maulthieres. Der Rachen klaffte weit und war mit scharfen Zähnen besetzt; die Augen waren groß und sprühten Feuer. Der ganze Körper war mit harten Schuppen bepanzert. Er ging auf vier Füßen, die mit Löwenklauen bewaffnet waren. Der übrige Körper bis zum Schwanze glich einem Krokodile, außer, daß er mit zwei knorpeligen Flug-

häuten versehen war, die ihm zur Beförderung seiner Bewegung dienten, so daß er das schnellste Pferd mit Leichtigkeit überholte."

„Der Ritter erbat sich nun, unter dem Vorwande, sein Vaterland besuchen zu wollen, für einige Zeit Urlaub. Er verfertigte darauf aus mit Werg ausgestopftem Pergament eine, dem rhodischen Drachen an Gliedern, Größe und Farbe ganz gleiche Scheuche und verschaffte sich ein muthiges, unermüdetes Schlachtroß, so wie zwei große englische Doggen. Er ließ dann von einem Diener vermittelst Schnüre Kopf, Schwanz, Flügel und den ganzen Körper des nachgemachten Drachen nach allen Seiten bewegen und machte, auf seinem Pferde sitzend, mancherlei Angriffe auf das Scheinungeheuer, neckte es, hetzte die Hunde darauf und setzte diese Uebungen zwei Monate hindurch unausgesetzt fort. Darauf kehrte er mit dem Diener, dem Pferde und den zu diesem Kampfe abgerichteten Hunden nach der Insel Rhodus zurück und schickte sich, nachdem er zu Gott gebetet hatte, zum Kampfe an, welchem seine Diener von der Höhe des Felsens zusahen, um bereit zu sein, dem Ritter, wenn er nach Tödtung des Drachen noch lebe, mit Amuletten zu Hilfe zu kommen."

„Der Held trat in die Drachenhöhle ein und reizte das Ungeheuer durch wiederholtes Geschrei zum Kampfe, und dieses erfüllte, voll Zorn und Blutgier, mit seinem Geziſche und mit dem Rascheln seiner Schuppen und Flügel die Höhle und drang halb fliegend auf den Störer seiner Ruhe ein. Der Ritter hetzte die abgerichteten Hunde und schleuderte seine Lanze mit solcher Gewalt, daß sie sogleich an den harten Schuppen zerbrach. Da er indessen sah, wie das Ungeheuer, von den Hunden in die weichen Theile des Bauches gebissen, wüthend vor Schmerz sich derselben zu erwehren suchte, so sprang er vom Pferde, um den Kampf mit dem Schwerte fortzusetzen. Der Drache richtete sich auf die Hinterfüße auf, um den Ritter mit den Vorderfüßen zu erdrücken, welcher indessen, durch seinen Schild geschützt, das Schwert so tief in eine weichere Stelle des Halses stieß, daß ihn ein Blutstrom überfluthete. Je mehr sich der wüthende Drache dem Ritter zu nähern suchte, desto tiefer drang das Schwert in sein

Inneres ein. Das Ungeheuer sank nun zwar endlich kraftlos zusammen, der Ritter selbst war indessen durch den Kampf so erschöpft und von dem stinkenden Qualme, der aus dem geöffneten Körper ausdünstete und die Luft verpestete, so betäubt, daß auch er besinnungslos am Boden lag. Seine Diener eilten herbei, zogen ihn aus der schädlichen Atmosphäre und brachten ihn durch ihre vorbereiteten Mittel wieder zum Leben. Als der Ritter bald darauf wieder das Pferd besteigen konnte, eilte er in die Stadt und stellte sich dem Großmeister, um ihm seinen glorreichen Sieg zu melden. Der Großmeister ließ ihn indessen, über die Uebertretung seines Gebotes erzürnt, seines Ordenskleides berauben und in's Gefängniß führen, woraus er ihn jedoch, da das Gerücht von dem Kampfe sich unter den Inselbewohnern verbreitete, wieder hervorziehen mußte, um ihn, vom allgemeinen Beifall begrüßt, zu den höchsten Würden zu erheben."

Nach Elion's de Villanovas Tode, welcher vier Jahre darauf erfolgte, wurde Deodat de Gozon, genannt der Schlangentödter (Tue-serpent) an dessen Stelle einstimmig zum Großmeister erwählt."

Man sieht, die Drachen zählten zum edeln Hochwild, dessen Jagd den Rittern vorbehalten war; indem demnach die Drachen aus der Reihe der Wesen ausschieden, verlor sich zugleich ein Vorzug ritterlicher Geburt in das Gebiet der Fabel.

Die seltsamsten Abnormitäten der Menschennatur waren Geister und Gespenster. „Geistererscheinungen können höchst mannigfaltige Gestalten annehmen," wie Lavater im Jahre 1580 schreibt. „Sie können zuvörderst als vierfüßige Thiere sich zeigen, als Hunde, Schweine, Pferde, Hasen, Hirsche, Katzen u. s. w. Zuweilen nehmen sie auch die Gestalt von Vögeln oder von kriechenden Thieren an, wie von Raben, Eulen, Schlangen, Drachen. Zuweilen haben sie eine anmuthige, zuweilen eine häßliche Gestalt." Es sind noch keine fünfzehn Jahre verflossen, seit in einem Städtchen Westphalens sich jeden Abend um das Haus eines Juden, der von mehreren geringen Leuten auf dem Todtenbette der Verleitung zum Meineide beschuldigt war, die Straßenjugend versammelte und laut aufschrie, wenn sie auf dem Dache

einen Marder herumspazieren sah: „Das ist die Seele des A., das die des B., die er verführt hat!“ Der graue Sünder saß während dessen vor der Thür und setzte der Anklage den Trotz des verhärteten Gewissens entgegen. Noch ist unter dem Landvolke jener Gegend der Glaube nicht ganz ausgestorben, daß die Seelen mancher Verstorbenen dadurch büßen müssen, daß sie in Thiergestalten umgehen. Ein Gespenst kann zu Pferd erscheinen, ein anderes zu Fuß und wieder ein anderes, wie bereits gesagt, vierfüßig. In einem Falle zeigt sich ein feuriger Mann, in einem andern ein blutender, oder einer mit aufgeschnittenem Bauche und hervorhangenden Eingeweiden. Zu Zeiten zeigt sich nur ein Schatten, oder nur eine Hand, zu Zeiten nur ein Werkzeug, wie ein Dolch oder ein Schwert, das von einem Gespenste getragen wird. Oft sieht man einen brennenden Strohwisch oder hört eine heisere, rauhe Stimme. Es kommt vor, daß man die Gegenwart eines unsichtbaren Irrgeistes in einem Zimmer merkt, der darin umhergeht, in einem Buche blättert, Geld zählt oder damit klimpert, ein musikalisches Instrument tönen läßt oder an die Wand klopft. Ein seltsamer Schall kann gehört werden, wie der ferne Knall eines Schießgewehres. Es kommt auch vor, daß ein Gespenst einen Menschen am Arm, oder bei den Haaren faßt und ihn auf diese Weise auf einer Reise Meilen weit begleitet. Byron hat zu einer Erzählung, überschrieben „der Vampyr“, den in Griechenland herrschenden Glauben an blutsaugende Gespenster benutzt. Besonders in Dalmatien findet der Glaube noch Anhänger, daß nicht verwesende Leichen zur Nachtzeit aus ihren Gräbern hervorgehen, um den Lebenden das Blut auszusaugen, und noch vor 130 Jahren waren solche angebliche Vampyre Gegenstand ernstlicher Untersuchungen von Seiten der Behörden in Ungarn, während selbst in Deutschland Streitschriften für und gegen die Existenz solcher gespenstigen Wesen erschienen. In Westphalen glaubt das Landvolk, daß es unter den Weibern eine Art Vampyre gebe, deren Männer bald dahinsterben: sie sollen sich durch eine weiße Leber auszeichnen.

Von Geschichten solcher Art könnte wohl Jeder in seiner Erfahrung Beispiele auffinden. Das Begegnen eines mißge-

staltenen Fremden auf dem Wege oder eines verlaufenen Hundes, ein Kneipen oder Zucken im Arm oder Kitzeln der Haarwurzeln war hinreichend, den Gedanken an eine Geisternähe und alle Schrecken, die er mit sich führte, zu rechtfertigen. Und es waren wirkliche Schrecken, denn es galt für gefährlich, einen Geist zu sehen. „Es geschieht oft," sagt Lavater, „daß denjenigen, welche ein Gespenst gesehen oder gehört oder dessen Athem gefühlt haben, der Mund oder das ganze Gesicht aufschwillt, oder daß sie gar den Verstand verlieren, wie die Erfahrung lehrt."

Wäre man vor dreihundert Jahren eben so sorgfältig gewesen in der Anfertigung statistischer Uebersichten, wie jetzt, so würden die Resultate derselben in Absicht auf Geistesstörungen wahrscheinlich uns mit Schrecken erfüllen. Es ist erwiesen, daß selbst in unseren Tagen das thörichte Ueberbleibsel alten Aberglaubens, das Geisterklopfen, dem Irrenhause viele Bewohner geliefert hat. Als aber die Gemüther der Menschen von einer Menge quälender Einbildungen verdunkelt wurden, welche die mannigfaltigsten Gestalten annahmen und sich in alle möglichen Vorfälle des gewöhnlichen Lebens einmischten; als das halbe Leben der gewöhnlichen Menschen vom Alpdrücken des Aberglaubens gepeinigt wurde; als die Geisteskräfte aus Mangel an Uebung stumpfer waren und selbst durch die sogenannte Wissenschaft jeden Augenblick von der geraden Straße des gesunden Menschenverstandes abgelenkt wurden, wie viel Tausende mögen da in jenen Zustand der Geistesverwirrung versetzt worden sein, in welchen, wie man behauptete, derjenige oft verfiel, der einen Geist gesehen hatte. Die Geschichte des Aberglaubens gleicht im Grund in vielen Stücken der Geschichte eines Tollhauses. Menschen, und besonders Weiber der niedern Classe, fanden sich ehemals fast in jeder Stadt und in jedem Dorfe, welche Mitleid und Pflege verdient hätten, aber deren fixe Ideen von gesunden Menschen für schreckliche Wahrheit gehalten und als beweisende Beispiele des herrschenden Irrthums sorgfältig gesammelt wurden und denen, die damit behaftet waren, Tod und Verderben brachten. So erzählt Fincel in seinem zweiten „Buche der Wunder" von einem armen Wicht zu Bessau, der sich selbst für einen

Wolf, einen Wehrwolf, hielt und auf den Feldern umherlief. Er wurde mit Mühe eingefangen und versicherte ernstlich denen, die ihn in Haft hielten, daß er wirklich ein Wolf, aber daß die Haarseite seiner Haut nach innen gekehrt sei." Einige erbarmungslose Menschen, die wirklich verschlingenden Wölfen glichen, durchschnitten daher seine Haut, hieben ihm die Arme ab, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Da sich nun fand, daß der Mensch unschuldig war, so übergaben sie ihn den Aerzten; aber er starb nach einigen Tagen."

In diesem Sinne müssen denn auch manche seltsame Geschichten, sowie Bekenntnisse aufgefaßt werden, die nicht durch die Folter abgezwungen, sondern selbst freiwillig abgelegt wurden von Menschen, die Alles zu verlieren haben mochten, nur nicht mehr ihren Verstand. Mehr als die Hälfte der Hexenverfolgungen wurden in der Vorzeit gegen Verrückte eingeleitet, da durch den Aberglauben der Zeit der Geistesstörung dieser armen Menschen eine fixe Richtung gegeben und dadurch das Reich des Schreckens erweitert wurde. Dieser Einfluß des Aberglaubens auf Geistesstörung und die Rückwirkung der letztern auf den erstern, muß immer in Betracht gezogen werden, um die Verirrungen jener dunkeln Zeiten begreifen zu können. Eine Geschichte der Geistesstörungen, wenn sie bis zu einem gewissen Grade der Ausführlichkeit und Treue zu liefern wäre, würde wichtige Aufschlüsse über die sociale Geschichte der Zeiten enthalten, da man Wahnsinnige und Verrückte als unter dem Einflusse einer Art von Inspiration stehend ansah oder auch sie für Besessene hielt, durch deren Mund Dämonen redeten.

Die Art, wie sich die Gespenster fortbewegten, wurde genau beschrieben. Camerarius schreibt, sich auf die Erfahrung anderer Personen berufend, also: „Je fester man ein Gespenst ansieht, desto schrecklicher wird es; doch besonders kenntlich ist es an seinen Augen und an seinem Gange. Es bewegt sich nicht nach menschlicher Weise durch wechselweises Erheben der Füße, sondern gleich einem Schiffe, das von einem leichten Winde über die Wasserfläche hingetrieben wird oder wie wenn es über glattes Eis dahinglitschte. „Geister fliegen auf Wolken und fahren auf Winden," heißt es in Connal's Stimme der Weisheit.

Natürlich wurde die Lehre von den Geistern zu einem förmlichen Systeme ausgebildet; Plato lehrte, daß die Seelen der guten Menschen zum Himmel erhoben, diejenigen der gottlosen dagegen durch die Last ihrer Sünden zur Erde herabgedrückt und an dieselbe gefesselt würden. Doch wir beschäftigen uns hier nicht mit der Lehre Plato's, sondern Europa's vor dreihundert Jahren. Die damals herrschende Lehre in Betreff der Geister war diejenige des Paracelsus und des Cardanus. Paracelsus theilte nach Servius, Honoratus und Sabinus den Menschen in drei Theile: in Seele, Schatten und Körper. Den Schatten nennt er den Astralgeist. „Beim Tode des Menschen", sagt er, „geht die Seele des Menschen gen Himmel, der Körper kehrt zur Erde zurück; aber der Astralgeist, welcher den Gestirnen verwandt ist und aus zwei Elementen besteht, aus Luft und Feuer, kehrt auch in sein Grab zurück, nämlich in die Luft, worin er sich auch auflöst, aber langsam und allmählich. Seine Auflösung erfordert mehr Zeit, als diejenige des Körpers, weil seine Bestandtheile reiner sind. Uebrigens geht die Verwesung nicht bei allen Astralgeistern in gleicher Zeit vor sich; die reinere Art dauert länger fort, als die gröbere und verweilt viel länger in der Luft, bevor sie sich zersetzt." Diese Astralgeister sind die Gespenster.

Nach Cardanus sind Gespenster die Ausflüsse der Todten, welche, wenn sie sich verdichten, die Menschen mit dem Bilde des Körpers erschrecken, von welchem sie herstammen.

Sie wurden indessen gewöhnlich als Astralgeister betrachtet, wenn sie nicht Evestra waren. Ein Evestrum ist nämlich ein, durch schwarze Künste citirter Dämon in der Gestalt eines Todten. So war die von der Hexe zu Endor hervorgerufene Erscheinung Samuels ein Evestrum.

Die Astralgeister sind, nach der Lehre des Paracelsus und Anderer, von so zarter Natur, daß ein auf sie fallender Lichtstrahl ihnen Schmerz bereitet. Daher halten sich Gespenster in Höhlen und an dunkeln Oertern auf und kommen nur zur Nachtzeit daraus hervor. Deßhalb erschreckt sie der Hahnenschrei, der sie vor dem herannahenden Tage warnt.

Die Gespenster sind durchsichtig. Daher heißt es bei

Ossian: „Der Geist Congal's kam aus der Höhle seines Hügels. Die Sterne flimmerten dunkel durch seine Gestalt.“ Dante's Vorstellung von einem Geiste wird durch die Umstände dargestellt, welche den Gegensatz zwischen seinem eigenen Körper und dem Geiste Virgil's bilden, der sich zwischen Schatten bewegt. Ein Geist wirft, nach Dante, keinen Schatten, bewegt nicht, was er berührt oder wogegen er stoßt und athmet nicht.

In den von den Mönchen verfaßten Chroniken der alten Abteien wurden Geistererscheinungen ebenso treulich berichtet, als andere Vorfälle. So finden sich in den Annalen der Mönche von Korvey folgende Berichte: „Am Festtage St. Johannes des Täufers wurde Bruder Sebastian durch ein Irrlicht verführt, als er in einem benachbarten Dorfe gepredigt hatte und in der Dämmerung nach Korvey zurückkehrte. Am folgenden Tage starb er in Folge des Schreckens.“ „In der Kapelle auf dem Solling haben die Jäger Lichter gesehen und schöne Stimmen singen hören. Als sie anfingen zu schreien, wurde Alles dunkel und still.“ „Bruder Becelin, der Bibliothekar, ging am 23. September um Mittag in die Bibliothek und sah einen Mann in unserer Mönchskleidung am Tische sitzen und in den Psalmen David's blättern. Er schauderte; doch hieß ihn der Andere, indem er sich umsah, gutes Muthes sein. Er glich ganz genau unserm Ansgarius, wie er in dem, in unserm Kloster aufgehängten Bilde erscheint.“*) „Es sind in der Nacht eine Menge Gespenster in der Küche und im Obstgarten gewesen, aber durch Beten vertrieben.“ „Christian Cramer und Christoph von Swichelt, die da leugneten, daß es Geister gebe, wurden grausam von ihnen gequält, obgleich Niemand sonst in dem Zimmer gesehen oder gehört wurde.“

Ein anderes Lebenszeichen, welches der Aberglaube den Todten zuschrieb, bestand darin, daß der Leichnam einer gemordeten Person blutete, wenn der Mörder ihm nahe kam, und dieß war ein Umstand, der im Falle eines begangenen Mordes ausdrücklich in dem gerichtlichen Protokolle bemerkt wurde, dem

*) Ansgarius, der Apostel des Nordens, ging 826 vom Kloster Korvey aus.

man also Beweiskraft zuschrieb. Die Wunde sollte nicht nur auf's Neue bluten, wenn die Mörder, indem sie dreimal den vorgeschriebenen Eid nachsprachen, mit zwei Fingern die Leiche am Munde, an der Wunde und am Leibe berührten, sondern die Leiche gab auch die Grade der Schuld der Personen an, die an der That theilgenommen hatten. Nahete ein Mensch, der nur beim Morde gegenwärtig gewesen war, ohne daß er ihn zu verhindern gesucht und indem er denselben genehmigt hatte, so trat rother Schaum vor den Mund des todten Körpers. Nahete ein Anderer, der an dem Streite thätigen Antheil genommen, doch nicht den tödtlichen Streich geführt hatte, so erschien auch jener Schaum, und aus dem Munde floß etwas Blut. Bei der Berührung des Mörders selbst strömte das Blut an der Seite herab und die Mündung der Wunde zuckte, als ob das Herz darunter wieder anfinge zu schlagen. Ein gemordeter Mensch, glaubte man, blutete selbst in seinem Grabe, so oft dessen Mörder an seinem Grabhügel vorbeikam.

In Deutschland nannte man diese Art von Gottesgericht das Bahrrecht, bei dessen Ausübung man die Leiche des Ermordeten auf eine Bahre legte und den Angeschuldigten oder Verdächtigen die Leiche, vornehmlich die Wunden, berühren ließ. Floß alsdann Blut aus denselben, oder trat Schaum auf die Lippen der Leiche, so wurde der Verdächtige als Mörder angesehen und bestraft. Nachdem die übrigen Ordalien im 15. Jahrhundert allmählich abgeschafft waren, blieb dieß Bahrrecht noch immer im 16. und 17., ja selbst bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts im Gebrauch und in Kraft.

Seltsame Dinge glaubte man ferner von den Leichen der Selbstmöder. Ein solcher Körper sollte leicht wie eine Feder sein, wenn man ihn Berg aufwärts zöge, aber Berg abwärts sollten Pferde daran zu ziehen haben.

Noch glaubte man an das Dasein gewisser Menschen, die nicht als Gespenster, sondern als wirkliche Wesen eigenthümlicher Art fortlebten. Der ewige Jude, der für uns nur in der Fabelwelt existirt, war für unsere Voreltern eine wirkliche Person. Nicht selten gaben Betrüger sich für die Person des ewigen Juden aus. Matthäus Paris erzählt von einem armenischen

Erzbischofe, der ihn oft als Tischgenossen bei sich gesehen und sich mit ihm unterhalten haben wollte. Ferner war Pontius Pilatus Gegenstand einer mittelalterlichen Sage, wornach er sich aus Verzweiflung über das an Christo begangene Unrecht, gleich dem Judas, das Leben genommen haben sollte. Seine Leiche wurde in die Tiber geworfen, wo die davon angezogenen bösen Geister mit derselben allerlei Unheil anrichteten und bald Ueberschwemmungen, bald Stürme, Hagel und Ungewitter verursachten. Der Leichnam wurde daher aus der Tiber hervorgezogen und bei Vienne in Frankreich in die Rhone geworfen. Da die Bewohner von Vienne aber die Wirbelwinde und den Aufruhr, welche die um den Leichnam, (der auf ihrem Flusse schwamm), da er nicht untergehen konnte, versammelten Dämonen anrichteten, unerträglich fanden, so fischten sie denselben auf und brachten ihn in die benachbarten Alpen, wo sie ihn in einen tiefen See warfen.

Bei Luzern, in der Schweiz, erhebt sich ein ansehnlicher Berg, welcher, weil sein Gipfel beständig in Wolken eingehüllt, der Hutberg, lateinisch Mons Pileatus heißt, woraus im Munde des Volks der Name „Pilatusberg" geworden ist, welchen der Aberglaube mit jener Sage vom überlebenden Pilatus in Verbindung gebracht hat. Pontius Pilatus erscheint einmal im Jahre in richterlicher Amtstracht, und Leute, die ihn sehen, müssen sterben vor Ablauf des Jahres. Auch soll sich dort ein Teich finden, auf dessen Oberfläche man einen Sturm erweckt, wenn man einen Stein hineinwirft. Auch Luther erzählt von einem solchen Teiche auf dem Polsterberge und setzt hinzu: „Das sind Orte, wo die Teufel gefangen liegen."

Eine andere Person, von der man glaubte, daß sie noch nach ihrem Tode auf Erden weile und von Zeit zu Zeit sich sichtbar mache, ist der alte englische Held, König Arthur. Arthur nahm in seinem hohen Alter eine dritte Gemahlin, die Tochter eines britischen Prinzen. Als er, um irgend eine Heldenthat auszuführen, zur See ging, und seine junge Gemahlin zurückließ, wurde diese ihm zugleich mit seinem Königreiche von seinem Neffen Modrad geraubt. Arthur kehrte zurück, tödtete seinen Gegner in der Schlacht, wurde aber selbst tödtlich ver-

wundet und verschwand. Die Fee Morgana, welche ihn liebte, nahm ihn zu sich auf ihre Insel Avalon und verbarg ihn dort, aber nicht ganz; einmal im Jahre brachen seine Wunden auf, wie er selbst einem jungen Manne erzählte, der ihn in einer wilden Gegend am Berge Aetna antraf. Gervasius Tiberiensis erzählt diese Begegnung. Der junge Mann war der Stallknecht des Bischofs von Catania und eines Tags beschäftigt, seinen Zelter zu striegeln, als dieser sich losriß und den Berg hinauf galoppirte. Der Stallknecht suchte ihn vergeblich zwischen den Abgründen zu fangen, bis endlich die Dunkelheit hereinbrach. Da führte ihn ein enger Pfad plötzlich in eine geräumige, anmuthige Ebene, wo er den Palast des Königs Arthur erblickte und in demselben den König selbst, der unter einem prächtigen Baldachin thronte. Der König fragte, welche Veranlassung den jungen Mann herführte, und da dieser sein Unglück erzählte, so ließ er des Bischofs Zelter herbeibringen und dem jungen Manne übergeben; dann beschenkte er diesen noch mit einigen von seinen Pferden und, fährt Gervasius fort, „schickte sogar dem Bischof einige Geschenke, welche von vielen Menschen später gesehen und bewundert worden sind."

In den Wäldern von Groß- und Kleinbritanien gab König Arthur übrigens öfter seine Gegenwart zu erkennen. Förster und Jäger erzählten, daß an manchen Tagen, selbst am hellen Mittage, zur Nachtzeit und bei Mondlicht sie oft ein Getümmel von bellenden Hunden und blasenden Jägern gehört hätten, welche auf Befragen die Antwort gaben, daß sie zum Gefolge des Königs Arthur gehörten. Sein Wiedererscheinen wurde Jahrhunderte hindurch erwartet, und selbst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hatte sich diese Erwartung noch nicht verloren. Doch war schon damals die Redensart: „Den König Arthur suchen" aus einem verbreiteten Glauben in ein spottendes Sprichwort ausgeartet.

Arthur hatte die Gestalt eines Riesen. Mit seinem Schwerte Coleburn erschlug er vierhundert sechzig Feinde in einer Schlacht. Wilhelm von Malmesbury erzählt, daß unter der Regierung Heinrich des zweiten seine mächtigen Gebeine gefunden seien, unter dem Hochaltar der Abtei Glastonbury.

Die Sage schien den Umstand, daß er im Schatten des Berges Aetna, auf der Insel Avalon, in den englischen Wäldern, oder sonst wo begraben liegen soll, mit seiner Wiederkehr, um wieder für sein Land zu kämpfen, nicht unvereinbar zu finden.

In Deutschland ist es die hehre Heldengestalt Friedrich's des Rothbarts, welche, nach der jetzt allgemein herrschenden Lesart der Sage, im Berge Kyffhäuser schlummernd, seiner Zeit wartet, um, wenn die Raben aufhören, um des Berges Gipfel zu kreisen, das Panier für sein altes deutsches Reich zu erheben. Dem schaulustigen Besucher des Berges wird in dem sogenannten Erfurter Thore der Burg der Kaiser mit seiner Umgebung, wie die Sage sie darstellt, in einem Panorama gezeigt. Zu bemerken ist übrigens, daß Raumer in seinen Hohenstaufen des Kyffhäusers nicht erwähnt und die Localität der Sage in einen Berg bei Salzburg verlegt. Auch möchten manche Gründe dafür sprechen, daß die Kyffhäuser Volkssage ursprünglich den Kaiser Friedrich den zweiten gemeint haben mag, der im Jahre 1250 im Kampfe gegen das Papstthum unterging und mit dem der Glanz des schwäbischen Kaiserhauses erlosch. Da er fern in Apulien seine Tage beschloß, so konnte in Deutschland leicht die Sage aufkommen, daß er nur das Gerücht seines Todes verbreitet habe, um in ruhiger Abgeschiedenheit leben zu können. Auch traten hier und da Leute auf, die behaupteten, ihn gesehen zu haben. Fünf Prätendenten nahmen nach der Reihe seinen Namen an, von denen einer zu Cöln verbrannt und einer, Namens Tilo Kolup, noch von Rudolph von Habsburg bei Wetzlar hingerichtet wurde. So wurde die Menge immer auf's Neue an ihn erinnert. Er hatte sich, wie man sagte, nach irgend einem abgeschiedenen Orte der Welt zurückgezogen, um einer Gefahr zu entgehen, womit ihn seine Astrologen bedrohet hatten; aber er werde wiederkommen. Später wurde behauptet, er halte Wache auf der Burg Kyffhausen, und als dieses unwahrscheinlich gefunden wurde, verlegte man seinen Aufenthalt in das Innere des Kyffhäuser Berges, wo er seine Zeit abwartet, um zur Rettung seines Landes an's Licht hervorzutreten. Dieser Glaube ist jetzt die Grundlage von einer Menge anmuthiger Sagen. In alten Zeiten war dieser Glaube

an die unterirdische Hofhaltung Friedrich's in den Gemüthern fest gegründet, und namentlich im sechszehnten Jahrhundert lebte er wieder auf. Als Karl der fünfte mit den Feinden der Christenheit kämpfte, sollte der Nationalheld, Friedrich der Rothbart, der öfter auf der Kyffhausen benachbarten herrlichen Rothenburg Hof gehalten hatte und dessen Name dort weit bekannter war, als derjenige seines Enkels, aufstehen, um Karl zur Eroberung von Konstantinopel und Jerusalem zu verhelfen, dem muhamedanischen Glauben ein Ende zu machen und die Türken in einer Hauptschlacht unweit Cöln zu vertilgen. Sogar das Jahr, worin dieß geschehen sollte, war in der Weissagung angegeben, es war das Jahr 1550.

Inzwischen hatte sich eine neue Sage über das fortdauernde Leben Friedrich's gebildet. Er war ein gelehrter Mann, der fünf Sprachen fertig sprach, die griechische, lateinische, türkische, slavonische und deutsche. Von den Türken gefangen und viele Jahre in der Gefangenschaft gehalten, bot er vergebens ein noch so hohes Lösegeld, bis der Groß-Türke ihm endlich unter einer Bedingung die Freiheit anbot.

Der Groß-Türke hatte in seinen Gärten eine Menge wilder Thiere, denen Hunderte von Jahren hindurch sich kein Mensch zu nahen gewagt hatte. Diese Thiere hatten in ihrer Mitte vier unschätzbare Edelsteine, mit welchen man sie von den Fenstern des Palastes aus jeden Mittag spielen sehen konnte. Nun wurde dem Kaiser die Freiheit angeboten unter der Bedingung, daß er diese Edelsteine für den Groß-Türken holen wolle. Edelsteine wurden damals mehr um ihrer geheimen Kräfte, als um ihrer Schönheit willen geschätzt, und Friedrich fragte daher nach ihren Eigenschaften. „Der erste", wurde ihm geantwortet, „hat die Kraft, unsichtbar zu machen; der zweite macht unverwundbar; der dritte gewährt Schnelligkeit, sein Besitzer kann nicht gefangen werden; und der vierte verleihet Unsterblichkeit; wer ihn besitzt, kann nicht sterben."

Der Kaiser entnahm also hieraus, daß, wenn er nur den ersten Stein habe, er der übrigen gewiß sein werde und willigte in die Unternehmung des Abenteuers. Er verlangte nur einige lose Kleidungsstücke und daß man unter dem

Boden einen Gang graben möchte, der nach der Stelle hinführte, wo die Thiere sich aufhielten, damit er plötzlich und unversehends zu ihnen gelangen und sie überraschen könnte. Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, begab der Kaiser sich auf dem unterirdischen Wege zur Stelle und sprang plötzlich aus seiner Höhle hervor, als die Thiere eben um Mittag mit den Edelsteinen spielten. Indem er rasch einen Stein erhaschte, warf er seine Kleidungsstücke hinter sich und sprang sofort in die Erdhöhle zurück, aus welcher er hervorgekommen war. Die Thiere zerrissen die Kleidungsstücke in Fetzen. Als der Kaiser darauf aus dem Garten hervorkam und unter die Leute trat, fand er, daß Niemand ihn bemerkte und wurde damit gewahr, daß er den unsichtbar machenden Stein getroffen hatte und bei sich führte.

Hierauf ging er ohne Furcht, um die übrigen Steine zu holen. Der Türk bemerkte zwar einen schrecklichen Aufruhr unter den Thieren und sah die Edelsteine verschwinden; aber weder Türk, noch Thier, noch Christ sah Etwas von Friedrich mehr. Nach diesem Abenteuer zog sich Friedrich in den Kyffhäuser Berg zurück, wo er, wie die Sage geht, jetzt seiner Zeit wartet, um zur Wiederherstellung seines Reiches wieder zu erscheinen, schnell, so daß er nicht gefangen werden kann, unverwundbar, unsterblich und, so lange es ihm beliebt, unsichtbar.

Ueber die besondere Art, wie er im Kyffhäuser lebt, gibt es verschiedene Erzählungen. Die unter den Leuten der Umgegend am Meisten verbreitete stellt ihn mit seinem Gefolge an einem steinernen Tische dar, schlummernd, indem sein Haupt in der einen Hand ruhet. Sein silberweißer Bart, sagt man, ist durch den Tisch (oder vielmehr um den Tisch herum) gewachsen und reicht jetzt bis auf seine Füße. Er nickt beständig mit dem Kopfe und blinzelt mit den Augen; denn er genießt keines festen Schlafes, sondern ist beständig dem Erwachen nahe, welches alle hundert Jahre erfolgt. Er gibt alsdann dem Zwerge den Befehl, auf den Berg zu steigen, um zu sehen, ob die Raben noch um denselben flattern, in welchem Falle er auf's Neue für hundert Jahre entschlummert. Gleich ihm schlummern auch seine Hofleute um ihn her, sowie der Falke, der in einem goldenen Reifen in der Mitte des Gemachs vor ihm hängt.

Jüngeren Datums und dieser Geschichte des Kaisers Friedrich entlehnt und nie so verbreitet und ernstlich geglaubt, als diese Sage, ist die Erzählung von dem verborgenen Aufenthalte Karl's des Großen bei Aachen oder bei Nürnberg, sowie diejenige wahrscheinlich von einem andern Friedrich bei Salzburg. Eine ursprünglichere Sage ähnlicher Art ist dagegen diejenige von den drei Tells.

Wilhelm Tell, zu einer Dreizahl vervielfältigt, hat seit seinem Tode in einer Höhle beim Vierwaldstätter See gewartet, bereit, zu erscheinen, wenn einmal sein Vaterland in der höchsten Noth sich befinde. Ein junger Schäfer, der in den Bergen sich verirrt hatte, fand die Schläfer in ihrer Höhle. Der Aelteste, der wahre Tell, erwachte und fragte: „Welche Zeit ist es in der Welt?" Der junge Mensch, vor Furcht außer sich, antwortete: „Hoch Mittag!" „Es ist noch nicht Zeit für uns zu kommen!" sagte der Tell und schlief wieder ein. Des jungen Menschen Vater kam später zur Stelle, um die Tell's zu wecken, als er hörte, daß das Vaterland in Gefahr sei; aber weder der Vater, noch der Sohn konnte die Höhle wieder finden.

Zu einer Zeit, als der Wunderglaube noch ziemlich frei über die Geographie verfügte, fabelte man von menschlichen Abnormitäten, die ganze Völkerschaften bildeten. Besonders war Indien das Land der Märchen, wo es Menschen mit Hundsköpfen geben sollte, ferner Menschen, die nur ein Bein hätten und sich doch mit großer Schnelligkeit fortbewegen sollten, solche, die sich nur vom Geruche nährten, Menschen mit nur einem Auge auf der Stirne und andern, deren Ohren bis auf den Boden herabhingen. Auch sollte es ein Volk geben, das dadurch, daß es das Herz und die Leber eines Drachen verzehre, die Sprache der Thiere verstehen lerne, das sich nach Belieben unsichtbar machen könne, das zwei Fässer besitze, von denen das eine, wenn es geöffnet werde, Wind, und das andere Regen gebe u. s. w. Wie die Spanier von einer Goldstadt (El Dorado) in Amerika, so fabelten andere Reisende von einer versteinerten Stadt (worin auch die Bewohner versteinert seien) in der Wüste Afrika's.

Zu den bekannten Abnormitäten des Menschengeschlechts

gehören schließlich die Zwerge und die Riesen, denen die Sage die Helden beigesellt. Hier möge nur die Theorie kurz berührt werden, nach welcher die nordische Mythologie das Dasein dieser Wesen erklärt. Die Sagen von Zwergen erklärt man damit, daß die ältern Bewohner von den neuern, z. B. in Scandinavien, in die Berge vertrieben wurden und daß man sie als häßliche, unförmliche Menschen schilderte.

Als die Erde noch wenig bebauet und bevölkert war, waren die Berge noch voll edeler Metalle und Steine, und die Zwerge hatten besondere Geschicklichkeit, diese aufzufinden und hervorzuholen. Sie baueten sich schöne Berghöhlen und besaßen große Reichthümer, die der Himmel ihnen gewährt hatte. Als man anfing, aus den Volkssagen nützliche Lehren zu ziehen und sie als Fabeln behandelte, sagte man, Zwerge stellten sinnbildlich die arbeitende Klasse vor, die jeder brave Ritter gewissenhaft zu beschützen verpflichtet sei, da er ohne sie kein Brod habe.

Riesen hatten die Bestimmung, die Erde von wilden Thieren, Drachen und andern Ungeheuern zu säubern und so den Zwergen größere Sicherheit zu verschaffen. Als aber die Riesen überhand nahmen und ihre Gewalt gegen die Zwerge mißbrauchten, standen Helden auf, um diese gegen Ungerechtigkeiten zu schützen, und die Riesen, sowie überhaupt jede ungezügelte Kraft, in Schranken zu halten.

So offen die Allegorie in dieser Darstellung am Tage liegt, so wurde diese doch bis zum Anfange des siebzehnten Jahrhunderts von dem Volke und meistens selbst von den Gelehrten (mit Ausnahme der Dichter) keineswegs sinnbildlich, vielmehr in wörtlicher Bedeutung aufgefaßt. Es gab nach der Sage Zwerg- und Riesenvölker und erst die Helden stellten unter ihnen das Gleichgewicht her.

Geſpenſter-Humbug der Gegenwart.

Nachdem wir die Schatten heraufbeſchworen haben, welche der Aberglaube über die Vorzeit warf, dürfte die Frage nahe liegen, ob denn unſere hochgebildete Zeit, in welcher der aus Amerika ſtammende Humbug des Tiſchrückens und Geiſterklopfens noch vor Kurzem ſo gläubigen und weit verbreiteten Anhang fand, berufen iſt, über den Schwachſinn der wundergläubigen Voreltern den Stab zu brechen. Leſen wir die Berichte ſelbſt der neueſten Tagesblätter, ſo fühlen wir uns in die dunkelſten Tage der Vorzeit verſetzt.

New-York iſt nicht die einzige Stadt, die ſich im Augenblicke von Gauklern, welche ſich für Geiſterſeher und Propheten ausgeben, bethören läßt, wenn es auch vielleicht die einzige iſt, deren Preſſe ſich ſo weit herabſetzt, daß ſie der Darſtellung der Täuſchungen, auch nach ihrer Enthüllung, täglich einige Spalten ihrer Blätter widmet. In England kommen ähnliche Dinge vor.

Vor Kurzem verklagte Zadkiel, unter welchem Namen ein Lieutenant Moriſon als Prophet und Geiſterſeher in England Geſchäfte macht, in London den Sir E. Belcher wegen Schmähung (Libels) an und eine Londoner Jury erkannte ihm 20 Shillinge Schadenerſatz für beleidigte Ehre als Geiſterſeher zu, die demnach freilich ziemlich billig geſchätzt wurde. Der Prozeß brachte Dinge an's Licht, die uns in die bunteſte Märchenwelt verſetzen.

Lieutenant Moriſon, genannt Zadkiel, gehörte ſeit 1806 der engliſchen Marine an und iſt ſeit mehreren Jahren Herausgeber von Werken über Aſtronomie und Aſtrologie; namentlich beglückt er ſein Publikum jährlich mit Zadkiel's „Almanach", einem Buche, das die unzweifelhafteſten Prophezeihungen zukünftiger Ereigniſſe enthält und reißenden Abſatz findet. Die meiſten Weiſſagungen erfährt Moriſon vermittelſt einer geheimnißvollen Kryſtallkugel, die einſt das Eigenthum der verſtorbenen Schriftſtellerin Lady Bleſſington geweſen ſein ſoll und ſich im Beſitze hoch-ariſtokratiſcher Kreiſe erhalten hat. Dieſer Globus, angeblich aus natürlich „gewachſenem" Bergkryſtalle beſtehend, beſitzt, wie der Advokat des verleumdeten Klägers mit ernſter Miene

versicherte, die wunderbare Eigenschaft, vergangene oder in großer Entfernung vorgehende Ereignisse und seltsame Visionen dem Auge darzustellen *).

Als ganz England in ängstlicher Sorge war um Franklin's unglückliche Nordpol-Expedition, entdeckte Zadkiel in seiner Krystallkugel eine Partie der vermißten Seefahrer, worüber das Athenäum einen Artikel brachte. Ja, selbst Lady Franklin und ihre Freunde blickten in den Globus, um sich über das Schicksal der Vermißten Aufklärung zu verschaffen. So trieb die Gaukelei selbst mit dem Grame einer verzweifelnden Frau ihr schmähliches Spiel.

Für das Jahr 1861 spiegelten sich in dem Krystalle Gesichte, welche auf den, in diesem Jahre erfolgten Tod des Prinzen Albert hindeuten sollten und, wie der Advokat hervorhob, „sich durch den Erfolg bewährten und Zadkiel's Almanach den wohlverdienten Glauben befestigten."

Als Zeuge wurde Morison selbst vernommen, welcher in folgender Art Rechenschaft von den wundervollen Eigenschaften seines Globus ablegte, während die Geschworenen mit ernsten, feierlichen Mienen seinem Berichte zuhörten.

„Im Jahre 1849 kaufte ich den Globus von einem Curiosi-

*) Die Mantik aus einem transparenten Mittel (man könnte sie Krystalloskopie nennen) ist sehr alt, obwohl niemals so unverschämt zur Schau getragen, wie hier, und mag daraus erklärt werden, daß die träumerische Phantasie aus dem zufälligen Farbenspiele charakteristische Bilder gestaltet, wie die Wolken oder sonstige beliebige Figuren, auf denen in halbträumendem Zustande unser Blick ruht, wohl den Anschein von Physiognomien oder belebten Gruppen annehmen. Hätte an dieser phantastischen Operation ein divinatorisches Vermögen Antheil, so würde sie zur Ahnung. Schon Joseph weissagte dem Pharao aus seinem Becher. Eben so berichten die Griechen des Mittelalters, daß Weiber aus Krystallgefäßen, die mit Wasser angefüllt waren, bei ihnen die Zukunft vorhergesagt haben. Die Seherin von Prevost erblickte in einem Glase mit Wasser die herannahenden Besucher im Voraus. Dümas läßt in einem Romane den Cagliostro der Marie Antoinette, als sie eben zum ersten Male die Grenze von Frankreich überschritten hat, ihre eigene unter der Guillotine blutende Gestalt vermittelst magnetischen Einflusses erblicken. Zadkiel's Phantasie überbietet indessen alle romantische Träume; sein Krystall ist ein von Wunderkräften beseeltes Wesen, das sogar reden kann. Auch der Stifter des Mormonenthums wollte, wie wir später sehen werden, seine vorgeblichen Offenbarungen einer Krystall-Brille zu verdanken haben.

tätenhändler, Namens Philipps. Einer meiner Söhne, damals dreizehn Jahr alt, rief eines Tages aus, daß er Gestalten in dem Krystalle entdecke und gab eine solche Beschreibung von einer Polar-Landschaft, daß sie unzweifelhaft auf Franklin's Expedition paßte. Darauf ersuchten mich viele Personen von hohem Range, sie den Globus sehen zu lassen. Was sie gesehen haben, kann ich hier nicht sagen. Ich lieh den Globus auch zuweilen wohl guten Freunden. Unter Andern blickte auch eine Schweizer-Familie, welche bei dem berühmten Romanschriftsteller Bulwer wohnte, hinein und sah in dem Globus den englischen Gesandten in Konstantinopel, Sir Henry Bulwer, ohnmächtig unter einem Baume liegen. Sie sagten, „es sei ein ausländischer Baum." Bald darauf erfuhr ich, daß Sir Henry Bulwer um jene Zeit und an einem solchen Orte unpäßlich gewesen sei. Ich wurde durch Colonel Newton bei verschiedenen vornehmen Personen eingeführt, die alle in meinen Globus blickten: darunter waren der russische Gesandte in London, Baron Brunnow, der Bischof von Lichfield, Lord Fitzclarence, mehrere Parlamentsmitglieder und die Ladies Ecroll und Aylesbury. Mein kleiner Sohn entwarf öfters Zeichnungen von dem, was er in dem Globus entdeckte. Der Geist „Orion" (sic!) wurde öfters darin, mit einer Panzerrüstung angethan, erblickt. Auch stellte sich ein anderer Geist darin dar, der sich selbst „Eva" nannte. Ich lege die angefertigten Abbildungen vor. Dieses Bild stellt den Evangelisten Lukas vor, wie er sich dreimal zeigte. Es wurden niemals nackte Figuren in dem Globus sichtbar: alle erschienenen Geister waren „respectabel" bekleidet. Auch die Königin „Mab" erschien öfters in einem Wagen, von Mücken gezogen, wie die Abbildung zeigt."

Der Advokat des Verklagten stellte an den Propheten die Frage: „Welche Sprache redete der Geist Eva?"

Morison: „Die Sprache dieser Dame war die englische."

„Und welcher Sprache bediente sich Orion?"

Morison: „Ebenfalls der englischen."

„Und Titania?"

Morison: „Sie sprach auch englisch. Mitunter drangen aber auch türkische, hebräische, lateinische und französische Worte

aus dem Globus. Auch von den Aposteln erschienen darin je zwei und drei, ferner Gesichte aus dem Leben des Heilandes, die Einsetzung des Abendmahles, die Speisung mit fünf Broden und zwei Fischen, das Wandeln des Herrn auf dem Wasser. Ich habe im Almanach diese Geschichten beschrieben und glaube daran. Ich sage Dinge voraus, wie Gefahren für Gesundheit und Leben; solche Gabe kommt von den Sternen. Einer meiner Seher hatte eine Unterhaltung mit Judas Ischarioth, welche ich in meinem Almanach veröffentlicht habe. Sir E. Belcher hat nun unter dem Namen „Anti-Humbug" einen Artikel in dem „Daily Telegraph" veröffentlicht, worin er mich „einen Vagabunden" nennt, und deßhalb habe ich ihn hier wegen Ehrenkränkung verklagt."

Hierauf unterwarfen die Herren Geschworenen den Krystallglobus einer Besichtigung, einen durchsichtigen Kiesel von fünf Zoll Durchmesser und widmeten ihm die gewissenhafteste Aufmerksamkeit.

Der Geisterseher hatte Zeugen aus den Kreisen der höchsten Aristokratie zur Hand, welche verschiedenen mysteriösen Vorstellungen beigewohnt hatten. Der Romanschriftsteller Sir Edward Bulwer Lytton war erschienen, ebenso der Bischof von Lichfield und Lord Harry Vane, der Erzdechant Robinson, die Marquise von Aylesbury und Lady Egerton Tatton, der Earl von Wilton und Mistreß Alliats. Letztere Dame versicherte, sie habe in dem Globus ihre eigene Mutter, mit einem Kinde auf dem Arme, erblickt und ein anderes Mal einen Mann in Waffenrüstung, dessen Anblick sie in ihrem Leben nicht vergessen werde. „Ich weigere mich", sagte die Seherin ferner, „hier im Gerichtshofe in den Globus zu blicken; denn es ist eine zu erhabene Sache, die nicht profanirt werden darf!!!"

Die Geschworenen erklärten nach den Verhandlungen die Ehrenkränkung für erwiesen, und der Richter verurtheilte den Verläumder in eine Geldbuße von zwanzig Shillingen.

Einige Tage später beklagte sich ein renommirter Tischrücker im „Morning-Star" über die Angriffe, welche er und seines Gleichen im „Quarterly Review" erfahren hatten. Er rühmte sich, den Professor Challis zu Cambridge zu seiner Doctrin bekehrt zu haben und kündigte das Erscheinen eines neuen Buches über Geisterlehre unter dem Mädchennamen „Mary

Jane" an, das, nach seiner Versicherung, von einem frühern Geisterspötter, einem Materialisten, der an keine Seele geglaubt habe, verfaßt sei, nachdem er für die Lehre der Spiritualisten ganz und gar gewonnen sei. Er führt bereits einige Angaben aus dem Buche an. Wir erfahren, daß Mary Jane eine unsichtbare „Intelligenz" ist, die vortrefflich auf der Guitarre spiele, wenn letztere bloß auf die Kniee seiner, nämlich Mr. Howitt's, übrigens ganz unmusikalischen Frau gelegt worden sei; daß Mary Jane nicht nur Tische rückt, sondern auch große Zinkplatten wie Papierbogen aufheben kann; daß sie Tische abdeckt und die Tischtücher sorgfältig zusammenfaltet und in das nächste Zimmer trägt. Mary Jane ist sogar Malerin. Sie schließt weiße Papierbogen in eine Schachtel und bringt nach wenigen Minuten dieselben Bogen mit völlig ausgeführten Aquarell-Bildern wieder hervor und hat sogar versprochen, dasselbe Kunststück in einem, mit einem Brahma-Schlosse fest verwahrten Kasten vornehmen zu wollen. Wer es nicht glauben will, wird von Mary Jane, der unsichtbaren „Intelligenz", für einen unsinnigen Narren erklärt.

Der Aberglaube ist natürlich um desto hartnäckiger, je zuversichtlicher er sich auf die Religion beruft. So haben sich denn auch die sogenannten Spiritualisten zu einer förmlichen religiösen Secte gestaltet, indem sie die abergläubischen Träumereien, welche schon seit alter Zeit auf die amerikanische Gesellschaft freien Einfluß ausübten, in eine theologische Form brachten. Die Annahme, daß abgeschiedene Geister zurückkehren können, um Lebenden Offenbarungen mitzutheilen, erfreute sich in den Vereinigten Staaten Nordamerikas immer einiger Gunst. Es gab Methodisten, welche diesen Glauben für vollkommen begründet hielten, und eben bei Methodisten, in der Familie Fox zu Hydesville im Staate New-York, begannen die Geisteroffenbarungen in der Gestalt des Tischklopfens (rapping) *).

*) Wie unmündig das Publikum in seinem Urtheile und wie zugänglich es für kindischen Aberglauben im Allgemeinen noch ist und wohl immer bleiben wird, bewies dasselbe neuerdings durch die Bereitwilligkeit, womit es den mystischen Unfug des Tischrückens überall aufnahm, um sich ebenso plötzlich durch Humboldt's Stimme davon bekehren zu lassen.

Wie nun überhaupt der Spiritualismus sich dadurch populär zu machen sucht, daß er die eben gangbaren Vorstellungen sich aneignet und in Artikel seines Glaubensbekenntnisses zu verwandeln sucht, so hat er denn auch die Ideen des Socialismus mit seinen abenteuerlichen Vorstellungen von Geisteroffenbarungen in Verbindung gebracht. Es ist daher erklärlich, daß die socialistische Zeitschrift, welche von Considerant's Freunden herausgegeben wird, dagegen hinwiederum eine freundliche Hinneigung zu den Lehren der Spiritualisten an den Tag legt. In Mountain-Cor in Virginien in Nordamerika, wo ein Mann an der Spitze steht, der sich für einen Inspirirten des Apostels Paulus ausgibt, sind die Spiritualisten eifrig beschäftigt, die fünf Bücher Mosis umzuarbeiten, wobei ihnen die Geister der andern Welt behülflich sind, indem sie entweder auf die Tische klopfen oder in die Ohren flüstern. Es scheint, als ob diese fünf Bücher Mosis einen Abriß der socialistischen Lehren eines St. Simon, eines August Compte und eines Fourriere enthalten werden. Proudhon's Bank, deren Untergange so kurze Zeit auf sich warten ließ, ist mit Vortheil von eben diesen Spiritualisten in Chicago in Illinois neu gegründet. Statt von einem, aus den Führern der radicalen Partei gebildeten Verwaltungsrathe, wird dieselbe von einem Ausschusse geleitet, der zur Hälfte aus Lebenden, zur Hälfte aus Todten besteht. Die Todten sind die Seelen, die ihre Gegenwart durch Klopfen und Pochen kundgeben und die sich noch im andern Leben mit Handelsangelegenheiten befassen. Die Geister der alten Germanen belustigten sich in Walhalla mit Jagd und Krieg, das Paradies der Amerikaner kann nur eine Börse und eine Bank sein.

Alle diese Erscheinungen bleiben übrigens unverständlich, wenn man sie nicht mit der in Amerika herrschenden, auf chiliastischen Vorstellungen beruhenden religiösen Bewegung in Verbindung bringt, die dort selbst die Bildung einer so sonderbaren Secte, wie des Mormonismus, möglich gemacht hat. Zunächst ist diese Bewegung zurückzuführen auf den Schweden Swedenborg (geb. 1688, gest. 1772), welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als religiöser Reformator auftrat und besonders in England zahlreiche Anhänger fand und noch findet.

Die Thatsachen, wodurch sich Swedenborg's merkwürdiges Ahnungsvermögen bewährt haben soll, obwohl sie von Manchen, namentlich von Kant, angefochten sind, gehören in das Gebiet der Seelenlehre und nicht in eine Geschichte des Aberglaubens. Dagegen muß hier angeführt werden, daß Swedenborg sich der kindlichen Einbildung hingab, in täglicher Verbindung mit der unsichtbaren Welt zu stehen und mit Engeln und Geistern zu verkehren. Er unterhielt sich mit ihnen, und von seinen Sinnestäuschungen befangen, die seinem Verstande durchaus keinen Eintrag thaten, obwohl sie seine Vorstellungen verfälschten, bildete er sich ein, in der Geisterwelt umherzureisen, von welcher er eine Karte und Beschreibung bis in die geringsten Einzelnheiten entwarf. Diese Sinnestäuschungen wurden, wie in unsern Tagen die Geister-Offenbarungen, im vorigen Jahrhundert ansteckend, und der Magiker Cagliostro trieb ein einträgliches Geschäft. Die Secte der Swedenborgianer oder des Neuen Jerusalems fand nicht nur in Schweden, sondern auch in Holland, wie in allen protestantischen, zuweilen selbst in katholischen Ländern, besonders aber in England, zahlreiche Anhänger. Manchester wurde der Mittelpunkt des Swedenborgianismus, welchem dort die erste Kirche geweihet wurde und der sich später auch nach Amerika verpflanzte. Hier waren die Bekehrungen Anfangs nicht zahlreich; doch wurden ihm einige Kapellen geweihet, und jetzt gewinnt er fortwährend, selbst durch Missionäre, die aus England herüberkommen, an Anhängern. Wenn die Kirche des Neuen Jerusalems indessen in Amerika nicht gerade zur Herrschaft gelangte, so erfüllten ihre Grundsätze doch die Köpfe der Amerikaner und gaben so mittelbar den Anstoß zur Entstehung gewisser Secten, welche dieselbe Richtung verfolgten. So gingen aus der Mitte des Swedenborgianismus die Anhänger des neuen Lichtes (the new lights) hervor, deren Glauben man geradezu schon als eine neue Religion betrachten kann. Im Jahre 1803 wurde diese Lehre vom neuen Lichte von fünf Predigern ausgebrütet, welche sich von der presbyterianischen Kirche lossagten und eine neue Gemeinschaft gründeten, die man Anfangs mit dem Namen Presbyterium von Springfield bezeichnete. Die außerordentlichen Ereignisse im Gefolge der französischen Revolution hatten einen

so tiefen Eindruck auf sie gemacht, daß sie sich überredeten, das Ende der Welt sei nicht fern. Sie verkündeten den Anbruch des tausendjährigen Reiches, verdammten alle Glaubensbekenntnisse und schöpften bloß aus ihren innern Offenbarungen die Grundsätze des Glaubens, welcher von nun an gelten sollte, verfuhren also ebenso willkürlich mit der christlichen Religion, wie später der Stifter des Mormonismus. Uebrigens behielten sie die Bibel als Glaubensregel bei, freilich die Bibel nach ihrer eigenen Auslegung.

Der Chiliasmus oder die Lehre vom tausendjährigen Reiche ist die Bresche, wodurch der Aberglaube im Bunde mit socialistischen Gelüsten sich in die christliche Kirche Eingang verschafft: es war der Aberglaube, welcher den Wiedertäufern zu Münster zur Zeit der Reformation die Köpfe verdrehte, und die Lehre Swedenborg's beruhet darauf, der behauptete, daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das tausendjährige Reich im geistigen Sinne angebrochen sei und sich in der Befreiung vom blinden Glauben und der Reformation aller Wissenschaften angekündigt habe. Swedenborg's Nachfolger faßten die Sache indessen nicht immer so geistig auf.

Die Lehre vom tausendjährigen Reiche beruhet bekanntlich auf der Offenbarung Johannis und stammt ursprünglich aus dem Judenthume. In den ersten Jahrhunderten des Christenthums war sie unter den Anhängern desselben ziemlich allgemein verbreitet, und die bedeutendsten Kirchenlehrer sprechen mit Entzücken von jener Wiederkehr des goldenen Zeitalters, worauf sie hofften und welches nach dem Untergange des römischen Reiches eintreten sollte. Nachdem indessen unter Constantin das Christenthum zum Siege gelangt war, fühlte sich die Geistlichkeit befriedigt und verabscheuete diese Lehre als aufrührerisch, obwohl sie im Volke nicht zu vertilgen war, und sie ist von Schwärmern immer als die wirksamste Lockspeise benutzt worden. Die rechtgläubige Kirche verdammte diese Lehre als ketzerisch und behielt nur den Glaubenssatz von der Auferstehung des Fleisches aus derselben bei, welcher hinwiederum den Aberglauben anderer Art befestigte.

Die Mormonen nennen sich selbst „die Heiligen des jüngsten Tages" (the latter day-saints); denn eben im Hinblicke auf die Katastrophe des Weltunterganges, die sie nicht für fern halten, haben sie sich von der übrigen Christenheit abgesondert und eine Lebensart gewählt, worin sie sich auf den Tag vorbereiten können, da Gott über seine Geschöpfe Gericht halten wird. Es mag hier erwähnt werden, daß der Stifter des Mormonismus, Joseph Smith, gleich dem Lieutenant Morison, genannt Zadkiel, allein einer Krystall-Brille die Erleuchtung zu verdanken hatte, welche ihn in den Stand setzte, seinen Erwählten die neuen Offenbarungen mitzutheilen. Es gibt wohl kaum ein zweites Beispiel in der Geschichte, wo der Humbug mit solcher Unverschämtheit und zugleich mit solchem Erfolge getrieben wurde, als bei Gelegenheit der Stiftung dieser Secte. Als Triumph des abergläubischen Humbugs möge diese Geschichte zum Schlusse hier eine Stelle finden:

Joseph Smith war, wie er später erzählte, bereits seit vier Jahren durch wiederholte Erscheinungen eines Engels, der gewisser Maßen sein Schutzgeist (genius familiaris) wurde, vorbereitet, um in den Besitz der heiligen Offenbarungsbücher gesetzt zu werden, als ihm endlich am Morgen des 22. September 1827 der kostbare Schatz übergeben wurde. Der Engel des Herrn übergab ihm Metallplatten, welche einen Goldglanz hatten und nach Art eines Buches zusammengebunden waren, indem die Platten von drei, durch alle hindurchgehenden Ringen zusammengehalten wurden. Sie waren blätterartig, von geringer Dicke, und einigen war ein geheimnißvolles Siegel aufgedrückt. Die Buchstaben, womit die Platten beschrieben waren, hatten ein seltsames Aussehen und standen säulenförmig geordnet, von Joseph Smith erfahren wir, daß es ägyptische Buchstaben waren; nach den Proben indessen, die er davon mittheilt, darf man schließen, daß kaum ein Alterthumsforscher seine Meinung theilen wird. Da jedoch der Engel dem Joseph Smith gesagt hat, daß die Schrift ägyptisch sei, so ist dieß den Mormonen genug. Uebrigens erledigt sich der Einwurf, den etwa die Forscher ägyptischer Alterthümer gegen die Aechtheit der Metallplatten erheben dürften, auch dadurch, daß Joseph Smith hinzufügt, die Schrift sei nicht

rein ägyptisch, sondern reformirt ägyptisch: so liest man in dem Buche selbst. Nun wissen wir freilich nicht, worin die Reformation bestanden habe, welche die Kinder Israels in der Schrift der Pharaonen veranlaßt haben sollen; man muß inzwischen annehmen, daß sie sehr durchgreifend gewesen ist, da das Neuägyptische mit dem Altägyptischen ganz und gar keine Aehnlichkeit hat. Sonst trugen die Platten Spuren des höchsten Alterthums an sich. Obwohl indessen ihre Aechtheit von nun an außer Zweifel gesetzt war, so blieb noch eine schwierige Aufgabe zu lösen, nämlich sie zu lesen und zu erklären. Menschliche Kräfte würden dieser Aufgabe schwerlich gewachsen gewesen sein, wenn nicht diejenigen, welche die Platten vergruben, dieser Schwierigkeit dadurch abgeholfen hätten, daß sie an die Seite derselben zwei Steine, durchsichtig, wie Krystall und eingefaßt, nach Art von Augengläsern, niedergelegt hätten, welche nichts Anderes waren, als das „Licht und Recht" (das Urim und Thummim) das sich vor Alters in dem Brustschilde des hebräischen Hohenpriesters befand. Diese Gemmen, welche dem Scharfsinne der Gelehrten so Viel zu schaffen gemacht haben, dienten dazu, den Willen des Herrn zu erfragen und selbst die Zukunft zu erforschen. Dieß war denn auch der Gebrauch, welchen die amerikanischen Abkömmlinge der Israeliten davon machen sollten. Man bedurfte der Hülfe eines unheiligen Philologen nicht, um die reformirtägyptische Schrift zu entziffern; es reichte hin, das magische Augenglas auf die Platten zu richten, und der Sinn war sofort enthüllt. Mit Hülfe dieser wunderbaren Brille übersetzte Joseph Smith den ganzen Inhalt der Platten und schrieb auf diese Weise das „Buch Mormon's oder die heilige Geschichte der Urvölker Amerikas." Man fühlt sich nun versucht, anzunehmen, daß der Globus des Lieutenant Morison, genannt Zadkiel, aus gleichem Stoffe besteht, wie die Brille des Joseph Smith: sie treffen mindestens in der Eigenschaft zusammen, daß sie nicht die Blinden sehend, sondern die Sehenden blind machen.

Ueber Ahnungen und Geistererscheinungen.

Aberglaube oder Afterglaube heißt so viel als verkehrter Glaube oder, vielleicht noch genauer, Ueberglaube, wie superstitio, nach Varro, der über die bestehende Staatsreligion hinausgehende Glaube. Er ist diejenige Disposition des Gemüths, wornach wir die Wirksamkeit von göttlichen oder geistigen, kurz von übernatürlichen Einflüssen im Naturzusammenhange jeden Augenblick für möglich halten und, nach Umständen, hoffen oder fürchten. Wir unterscheiden demnach einen theoretischen Aberglauben, die Ueberzeugung von der Möglichkeit und Wirklichkeit von übernatürlichen Erscheinungen in der Sinnenwelt und einen praktischen, eine, im Temperamente begründete Disposition, wornach wir zwar keinen Widerspruch wider die Naturordnung für möglich halten und doch uns unter Umständen eines heimlichen Grauens an gespenstigen Orten, an Gräbern und Richtplätzen nicht erwehren können, wie man denn von manchen Freigeistern behauptet, daß sie am Tage Gott läugnen und zur Nachtzeit sich vor Gespenstern fürchten. Ueberspannte Gemüther finden überdieß Nichts ansprechender, als das Unmögliche, Nichts interessanter, als das Uebernatürliche, dessen Charakter eben darin besteht, daß es mit ihrem gesunden Urtheile im Widerspruche steht. Den theoretischen Aberglauben repräsentirt dagegen die Philosophie eines Paracelsus, der die Geister nach den vier Elementen classificirte, sowie der sogenannte Spiritualismus unserer Tage, welcher behauptet: „daß die Seele nach ihrer Trennung vom Leibe, obwohl immateriell, einfach und unausgedehnt, im Raume existire und von außen durch die Sinne auf uns wirken könne, eine Lehre, womit schamlose Gaukler ihr Spiel treiben, indem sie der Welt, die noch immer betrogen sein will, glauben machen wollen, daß die abgeschiedenen Geister, gleich wohl dressirten Hunden, sich auf das Kommandowort des Beschwörers stellen und ihre Künste zeigen müssen. Diese widersinnige Ansicht, wornach Geister sich außer uns im Raume sichtbar machen können, was eben einen Widerspruch in sich schließt, da nur Körper gesehen werden können, ist auf's Gründlichste

von Kant in seinen „Träumen eines Geistersehers" und nach ihm oft genug von Andern, theils aus metaphysischen, theils aus empirischen Gründen, widerlegt worden. Inzwischen sind die Ueberlieferungen von Geistererscheinungen und Ahnungen so alt, als die Geschichte, und zu jeder Zeit hat der Glaube daran mit dem Zweifel zu kämpfen gehabt, ohne diesem jemals gänzlich zu erliegen. Das Urtheil über alle Arten von Wundererscheinungen hängt, selbst wenn sie uns in unserer eigenen Erfahrung aufstoßen, von unserer vorhergehenden Ueberzeugung, von ihrer Möglichkeit ab, und diese war offenbar vor Zeiten unerschütterlicher und verbreiteter, als jetzt, da sie selbst von der Kirche beschützt, ja sogar als ein Kennzeichen der Rechtgläubigkeit angesehen wurde. Becker, der Verfasser „der bezauberten Welt", der aufopfernde Eiferer gegen Hexenprozesse, galt nicht minder, als sein Nachfolger Thomasius, bei der Geistlichkeit zu seiner Zeit für einen gottlosen Ketzer, und die Kirche bauete in nördlichen Ländern mit eben dem Eifer Scheiterhaufen für die Hexen, wie in südlichen für die Ketzer, in beiden Fällen eine unbarmherzige Rabenmutter. Bei fortschreitender Aufklärung kam indessen der Wunderglaube immer mehr in Mißcredit, obwohl die wundergläubige und wunderbedürftige Gemeinde niemals ganz aussterben wird; denn der Mysticismus wird immer in irgend einer Gestalt seine Popularität behaupten, da das Volk eben von dieser Seite beständig der geistigen Anregung bedarf, und der Sinn für das Wunderbare ist in höherem Grade ansteckend, als irgend eine Seuche. Bietet unsere Erfahrung indessen auch eine Wundererscheinung dar, so ist dem kalten Verstande die Täuschung, wenn er sie auch nicht erklären kann, immer glaublicher, als die Möglichkeit eines der Naturordnung widerstreitenden Ereignisses. Der unbefangene Verstand begnügt sich mit dem Geständnisse: Das Ereigniß ist von mir wahrgenommen, aber es bleibt für mich unerklärlich, unerfaßlich, also unwirklich; da es in keine der Kategorien paßt, vermittelst deren ich die Analogie der Naturordnung anschaue. Die Grenzen der Naturordnung sind nun freilich, je nach dem Stande der Naturwissenschaften, enger oder weiter gesteckt, und die Wirkungen des elektrischen Telegraphen würden in frühern Zeiten als offenbare

Zauberei angestaunt worden sein. Die Sagen und abergläubischen Vorstellungen der Vergangenheit sind nicht bloß Gegenstand müßiger Neugierde, sondern Mittel, um uns in den Horizont eines Zeitalters zu versetzen. Je weiter die Aufklärung fortschreitet, desto weiter entfernt sie sich von dem Ideenkreise der frühern Zeit und desto weniger ist die Gegenwart im Stande, diese zu begreifen, für die sie den Maßstab verloren hat. Die Geschichte, wenn sie anders ein treues Bild der Zeiten, nicht nach heutigem Geschmack, einen Geschichtsroman liefern will, sollte auch im Geiste der Zeiten, wie er in den gleichzeitigen Chroniken und Sagen erscheint, vorgetragen werden. Der Glaube der verschiedenen Zeitalter ist ein Bestandtheil ihrer Lebensgeschichte, ja deren wichtigstes Bewegungsprincip.

Der Philosoph läugnet die Möglichkeit von Ereignissen, welche nach klarer Einsicht mit aller physikalischen Analogie im Widerspruch stehen, ist aber bei aller scheinbaren Festigkeit dieses seines Standpunctes doch keineswegs der Gefahr überhoben, eine Reihe von Fehlschlüssen zu machen und Irrthümer für Wahrheiten zu halten, da eben der Begriff von physikalischer Analogie, von Natur und Naturordnung, sofern er empirisch aufgefaßt wird, sehr elastisch und unbestimmt ist, wie denn Paracelsus für all' seinen Wust von Aberglauben in einer höhern Naturordnung Platz zu gewinnen wußte. Dagegen zweifelte man zur Zeit, da der Aberglaube noch herrschend war, an der Möglichkeit mancher Abnormitäten in der Natur, die jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen sind. Man glaubte an Drachen und Basilisken und zweifelte dagegen an dem Vorhandensein fliegender Fische, da Fische nur zum Schwimmen organisirt seien. Die alte peripatetische Schule glaubte nach aller Analogie völlig im Rechte zu sein, wenn sie die Bewegung des Sonnensystems nur als die Wirkung einer beständig treibenden Kraft denken konnte und sich die Welt als eine Mühle vorstellte, welche nur durch eine beständig thätige Triebkraft in Bewegung erhalten werde, und doch war dieß Vorurtheil eben der Grund ihrer grundfalschen Vorstellung vom Weltsystem. Dagegen sind die Astronomen unserer Tage darüber einig, daß das Gesetz des Bestehens und der unveränderlichen Bewegung der Himmelskörper nur das

Urgesetz der Selbsterhaltung und Selbstentwickelung ist, welches die ganze Natur beherrscht. Noch im vorigen Jahrhundert erklärte ein Comité der französischen Akademie der Wissenschaften, den großen Lavoisier an der Spitze, den Fall von Meteorsteinen für Fabel des Aberglaubens, während jetzt Niemand mehr an deren Vorkommen zweifelt. Und so galten denn auch die Erscheinungen des thierischen Magnetismus einst für so seltene Wunder, „daß sie einmal in einem Jahrhundert sich ereigneten", während sie jetzt, nach eingehender Untersuchung und erweiterter Erfahrung, auf deutliche und allgemeine Gesetze zurückgeführt und durch Analogie gerechtfertigt sind.

Indem wir nun Eingangs die spiritualistische Ansicht, wornach die Seelen, gleich Körpern, im Raume sich bewegen sollen, nach Vorgang der gewichtigsten Autoritäten, als Wahn des Aberglaubens und Gaukelspiel des Betruges verworfen haben, haben wir die von derselben aufgeführten Thatsachen keineswegs läugnen, sondern nur behaupten wollen, daß die vorkommenden Geistererscheinungen nur in unserer Vorstellung vorhanden sind, wodurch erklärlich wird, daß sie sich uns körperlich darstellen, ohne Körper zu sein. Unsere Anschauung der Körperwelt beruht nicht allein auf Affection unserer äußern Sinne, sondern zugleich auf einer Erregung des Gehirnlebens. Die Erfahrung lehrt nun, daß die Erregung zu diesem Anschauungsacte nicht nur von außen, sondern auch von innen gewirkt werden kann: erfolgt die Erregung von außen, so ist sie sinnliche Wahrnehmung; erfolgt sie von innen, so ist sie Traumanschauung. Ob und wie diese durch eine außerhalb des Organismus liegende Ursache, mit Ausschluß der Sinnenempfindung, gewirkt werden kann, dieß ist eine Frage, welche die Menschheit von jeher nur zweifelnd beantwortet hat.

Die Nerven, vermittelst deren die Seele auf's Innigste mit dem Körper verbunden ist, in denen sie wirkt und durch welche sie den Körper belebt, bilden zwei verschiedene Systeme, eines für die Bildung und Erhaltung des Körpers (das reproductive Nervensystem oder das Gangliensystem), dessen Hauptsitz sich im Unterleibe befindet, und eines für die Verhältnisse des Körpers zur Außenwelt (das Cerebral- und Vertebral-System),

dessen Mittelpunct das Gehirn ist: beide werden verbunden durch die zwischen ihnen sich ausbreitenden sympathischen Nerven. Je nachdem nun eines jener Systeme vorherrschend thätig ist, während das andere sich leidend verhält oder ruhet, befinden wir uns im Zustande des Wachens oder des Schlafes, und die vermittelnden sympathischen Nerven bedingen die Möglichkeit der Wechselwirkung beider auf einander, also die Möglichkeit des Traums. Wie gewisse Kräfte und Thätigkeiten an die Function bestimmter Gehirnorgane gebunden sind, so widerstreitet auch Nichts der Annahme, welche zudem durch Thatsachen bestätigt wird, daß andere Fähigkeiten der Seele ihre Organe in den Nervennetzen des Gangliensystemes besitzen und zwar eben jene dunkeln Fähigkeiten, von denen wir uns darum keine deutliche Rechenschaft zu geben vermögen, weil sie uns im Cerebralsysteme nie zum klaren Bewußtsein kommen, vielmehr mit diesem im Widerspruche stehen, da sie nicht in unserer Willkür liegen, während sie in den Instinkten der Thiere, deren Cerebralsystem nur unentwickelt vorhanden ist oder die nur ein Gangliensystem haben, wie die Insecten, ungehindert thätig sind.

Der Traum ist kein bloßes Gedankenspiel und besteht keineswegs aus bloßen, vorübergehenden Phantasiebildern, die immer nach einer gewissen Gesetzmäßigkeit der Ideen-Association und nach natürlichen Motiven aneinander gereihet sein müßten. Vielmehr führt uns der Traum in Situationen, die unsern Erwartungen und Wünschen durchaus entgegen sind, die unser Erstaunen erregen, kurz in eine dramatische Wirklichkeit, in welcher die Phantasie selbst noch thätig ist, indem sie sich abwesende Dinge und Personen vorstellt. Zum Beweise, daß der Traum unwillkürlich, ohne unser Zuthun in unsere Vorstellung tritt, dient die Thatsache, daß es vorkommen kann, daß unser Bewußtsein sich theilweise von dem Banne erlöset und daß wir in das tolle Treiben des Traumes hineinrufen: „Es ist doch nur ein Traum!“ ohne daß der Verlauf des Zauberspiels im Mindesten gestört wird. Durch seine Unwillkürlichkeit hat der Traum offenbar Verwandtschaft mit dem das Bewußtsein verdunkelnden Wahnsinne: wie diesem, ist ihm besonders Schwäche der Urtheilskraft und Mangel an zusammenhangender, besonnener

Erinnerung eigenthümlich. Der Traum versetzt uns in unmögliche Verhältnisse, in frühere Lebenslagen, ohne daß wir uns darüber wundern, läßt uns mit Verstorbenen verkehren, ohne daß es uns einfällt, daß sie durch den Tod von uns geschieden sind u. s. w. Unsere Gedanken leiten wir entweder aus den Eindrücken unserer äußern Sinne ab, oder sie treten nach dem Gesetze der Ideenverwandtschaft in unser Bewußtsein: weder in jenen, noch in dieser können die Träume ihren Ursprung haben. Sie treten ein während des Schlafes, da die äußern Sinne geschlossen sind und das Gehirnleben ruhet. Auch hangen die kurz nach dem Einschlafen vorkommenden Träume nur höchst selten mit der unterbrochenen Lebensthätigkeit und den vorhergegangenen Gedanken zusammen. Da die Erregung also weder von außen kommt, noch im Bewußtsein ihren Ursprung hat, so muß sie vom Organismus ausgehen, in welchem demnach ein besonderes Traumorgan vorhanden ist. Indem während des Schlafes das animalische Leben ruhet, gewinnt das organische Leben die Herrschaft und rafft alle Nervenkräfte an sich. Der Schlaf ist demnach beim Kranken die Zeit, wo die heilende Naturkraft wirkt, beim Gesunden die Zeit der Wiederherstellung und Ernährung. Im wachen Zustande findet nur ein schwacher Zusammenhang zwischen dem äußern und dem innern, plastischen Nervensysteme, dem Gehirn und den Ganglien statt; im Schlafe dringen dagegen jene schwachen Eindrücke zum Gehirn, gleichwie in einer ruhenden Saite der Ton einer angeschlagenen nachklingt. Das Auge erhält durch Erschütterung Lichteindrücke, zu deren Aufnahme es organisirt ist. Eindrücke auf die Gehörnerven gestalten sich zu Tönen, sowie diejenigen auf die Zungennerven (z. B. durch Galvanismus) und das Geruchsorgan zu Geschmack und Geruch; ebenso kann das Gehirn erregt werden, räumliche Gestalten zu bilden, ganz wie körperliche Erscheinungen, da es die empfangenen Eindrücke ganz in seiner Weise auffaßt, wie der Magen die Speise. Für die Eindrücke, welche während des tiefen Schlafes das Gehirn erregen mögen, nehmen wir keine Erinnerung in den wachen Zustand hinüber, und selbst die Somnambulen haben kein Gedächtniß dafür, so wenig, als der Nachtwandler; die Nachklänge dieser Eindrücke dagegen geben

Veranlassung zu jenen symbolischen Träumen, zu jenen Träumen nach Mitternacht, von denen Horaz behauptet, daß sie Wahrheit enthalten. Uebrigens ist die Entstehung der Träume auf diese Weise immer nur unvollkommen erklärt, da man die aus dem Organismus hervorgehenden Erregungen für durchaus unangemessen zu der Thätigkeit des Gehirns halten möchte, welches sich überdieß im Zustande der Ruhe befinden soll, die demnach nur theilweise und beschränkt stattfinden kann. Uebrigens sind im Traume alle Geisteskräfte wirksam: nur die Urtheilskraft ist schwach und verworren, und die Erinnerung ist fast ganz ohnmächtig.

Die Traumzustände sind sowohl dem Grade, als der Art nach verschieden. Am Nächsten schließt sich an die Wirklichkeit der Zustand des Schlafwachens, gleichsam des Wachseins im Schlafe, oder des Wahrträumens. Wir schlafen alsdann und träumen; doch reproducirt der Traum nur die umgebende Wirklichkeit, und nur das Gefühl des Erwachens beweist uns, daß wir geträumt haben. Dieser Zustand, in welchem sich auch der Nachtwandler befindet und in welchen der Magnetismus versetzt wird meistens Abends und Morgens bemerkt, tritt indessen wahrscheinlich öfter während des tiefen Schlafes ein, aus welchem uns kein Bewußtsein in den wachen Zustand begleitet. Erweitert dieser Traum den Gesichtskreis von Raum und Zeit, so wird er zum wirklichen Wahrnehmen durch das Traumorgan, zu einem eigentlichem Wahrträumen. Obgleich der Nachtwandler mit seinen äußern Sinnen Nichts wahrnimmt, mit den, wenn auch offenen Augen Nichts sieht, denen man ein brennendes Licht nahe bringen kann, ohne daß es zuckt, so ist er in seiner Umgebung doch völlig orientirt, weicht allen gefährlichen Gegenständen und Hindernissen vorsichtig aus, weiß alle Vortheile zu benutzen, indem er an Abgründen hinklettert, verrichtet seine täglichen Geschäfte und schreibt ohne Fehler. Er geht um so sicherer die gefährlichsten Wege, als seine Aufmerksamkeit nicht zerstreut und nur einseitig soweit thätig ist, als es die Richtung seiner Schritte erfordert. Uebrigens ist er gegen alle störenden Einflüsse der Außenwelt völlig abgeschlossen, und während des magnetischen Schlafes ist der Leib so gefühllos, als wäre er chloroformirt. Dagegen kann uns auch im Zustande des Wachens plötzlich ein Wahrträumen

überraschen, in welchem Falle wir dasselbe mehr oder weniger deutliche Ahnung, zweites Gesicht oder Vorgeschichte nennen, oder uns dasselbe Doppelgänger oder die Erscheinungen abwesender Personen leibhaftig im Gesichte zeigt: denn auch dieses sind Wirkungen des Traumorgans. Uebrigens sind die Wunder des Wahrträumens im menschlichen Organismus, besonders da sie doch nur vereinzelt vorkommen, bei Weitem nicht so staunenswerth, als sie in den Instinkten der Thiere hervortreten, die eben nur eine normale Manifestation des Traumorgans sind. Dem Zugvogel, der seine Wanderung im Luftraume antritt, dem Hunde, der seine viele Meilen weit entfernte Heimath aufsucht und dabei Ströme zu überschwimmen hat, helfen ihre äußeren Sinne nicht, um den richtigen Weg zu finden und dennoch schlagen sie ihre Richtung mit einer Sicherheit ein, als würde sie nach einer Magnetnadel abgemessen.

In den höheren Graden des Hellsehens ist zwar die Magnetisirte gegen die Außenwelt abgeschlossen, correspondirt indessen mit derselben mittelst der Organe des Magnetiseurs und empfindet Alles, was dieser empfindet, Geruchs- und Geschmackseindrücke und hört die Musik, welche er hört. Auf gleiche Weise haben wir im Traume oft wirkliche Farben-, Schall- und Geruchs-Empfindungen ohne äußere Ursachen, vermöge innerer Anregungen durch das Traumorgan, und es kommt vor, daß wir im Augenblicke des Erwachens noch Klopfen, Schüsse, Stimmen vernehmen, welche in den Sinnennerven nachklingen, die hier umgekehrt vom Gehirne aus in Thätigkeit gesetzt wurden.

Die gewöhnlichen Wahrträume sind die pathologischen, welche sich auf den eigenen Gesundheitszustand beziehen, auch bei hellsehenden Somnambulen, die sich selbst Mittel aus der Apotheke verordnen. Ein gesunder Körperzustand stellt sich unter angenehmen Bildern dar, in der Leichtigkeit der Körperbewegung, in der Fähigkeit, sich willkürlich in die Luft zu erheben und zu fliegen; wogegen krankhafte Zustände sich in ängstlichen Bildern kund geben, wie das Versinken in Abgründe, Unfähigkeit, sich vor drohenden Gefahren zu retten. Im alten Griechenland legten sich daher die Kranken im Tempel des Aesculap nieder, um über ihren Körperzustand und dessen Heilung durch divinatorische

Träume Aufschlüsse zu erhalten, wie denn alle Träume in Tempeln für bedeutungsvoll galten; ein solcher Schlaf im Tempel hieß Incubation.

Steigern sich die Träume im tiefen Schlafe zum Hellsehen, so werden sie zu eigentlichen Wahrträumen oder divinatorischen Träumen, welche, wenn sie die Zukunft ganz so darstellen, wie sie eintreten wird, nach Artemidorus theorematische, dagegen, wenn sie, in leichtere Traumbilder übergehend, zum Bewußtsein kommen, symbolische heißen. Auf die Kunst, die symbolischen Träume zu deuten, ist viele vergebliche Mühe verwandt worden; auch ist sie heutigen Tages mit Recht in ihrer gewöhnlichen Gestalt als eine Abgeschmacktheit verrufen. Die Deutung ist kaum auf Regeln zu bringen, da sie sowohl nach Subject, als nach Gegenstand höchst verschieden ausfallen muß und kann oft erst durch den Erfolg selbst gegeben werden. Die Ahnung ist nur ein aus einem Wahrtraum zurückbleibendes Vorgefühl, das z. B. dem Krieger ankündigt, daß er gerade am heutigen Schlachttage fallen wird, oder Jemanden warnt, ein gewisses Schiff zu besteigen: es deutet demnach bald ein unvermeidliches, bald ein vermeidliches Schicksal an.

Ausnahmsweise kann endlich, wie gelegentlich schon erwähnt wurde, das Traumorgan auch im wachen Zustande wirken und Gestalten zeigen und Gehörsempfindungen hervorrufen, die ganz den äußerlich wahrgenommenen gleichen: nur daß sie nicht von äußern Gegenständen abgeleitet, sondern von dem unter Einflusse des Traumorgans stehenden Gehirne aus in den Sinnenorganen gewirkt werden. Solche Gestalten heißen Hallucinationen, Visionen, Vorgeschichten und Geistererscheinungen. Das wache Bewußtsein ist bei diesen Vorgängen traumartig gefärbt und überschleiert und dadurch gegen den Schrecken und das Grausen, welche wirkliche, äußere Objecte oder künstliche Erscheinungen uns einflößen würden, unempfindlich gemacht.

1) Hallucinationen heißen derartige Erscheinungen, wenn ihre Ursachen bloß im Organismus liegen, wie im Fieber und im Wahnsinne. In seltenen Fällen kommen sie aber auch im gesunden Zustande vor: unter Tausenden von Fällen wird indessen kaum einer bekannt. Ein Justizbeamter sah, wie W. Scott

erzählt, Monate lang zuerst eine Katze, darauf einen Menschen (einen Ceremonienmeister) und endlich ein Gerippe, während er selbst abzehrte, bis er endlich starb. Einer Miß Lee erschien ihre Mutter und sagte ihr Tag und Stunde ihres Todes richtig vorher. Eine Frau Stephens sah eine Leiche hinter ihrem Stuhle und starb einige Tage darauf. Hierher gehört auch das Sichselbstsehen, welches keineswegs immer den Tod vorbedeutet. So erzählt Göthe in seinem Leben, daß er auf dem Rückwege von seinem letzten Besuche in Sesenheim sich selbst ganz in demselben Aufzuge gesehen habe, wie er sieben Jahre später noch einmal diesen Weg gemacht habe. Noch häufiger kommen Hallucinationen des Gehörsinnes vor: man hört Hausgeräthe oder Holz auf dem Boden lärmend umherwerfen, obgleich sich bei nachheriger Untersuchung Alles in unverrückter Ordnung findet, Klopfen, das dem Zunageln eines Sarges gleicht, schlürfende und tappende Schritte in dunkeln Zimmern u. s. w.

2) Sind die Erscheinungen dieser Art Vorbedeutungen künftiger Ereignisse, so heißen sie Vorgeschichten, das zweite Gesicht oder Visionen, und unter hundert Fällen mag immerhin einer für dergleichen gelten. Die Gabe des Gesichts, wie es die Schotten nennen, ist nicht etwa diesen eigenthümlich, sondern überall, besonders in nördlichen Ländern zu finden und namentlich auch in Norddeutschland, besonders auf dem Lande, verbreitet, wo der Glaube herrscht, daß Kinder, die an einem Sonntage während des Vaterunsers geboren werden, desselben theilhaftig seien (sogenannte Sonntagskinder). Visionen, welche die Begebenheiten genau so darstellen, wie sie eintreffen werden, würden als Wahrträume im wachen Zustande anzusehen sein. Gibt man dergleichen zu, so muß man zugleich annehmen, daß Alles, was sie vorherverkündigen, nach einer strengen Nothwendigkeit vorherbestimmt ist, daß die Zukunft eine ebenso unveränderliche Reihe von Thatsachen bildet, als uns die bereits vollendete Vergangenheit darstellt, daß unser ganzes Leben einem auf Noten gesetzten Musikstücke gleicht, das wir nur abzuspielen haben, und daß die menschliche Freiheit nur eine hochmüthige Einbildung, eine Chimäre, ist. Das durch das zweite Gesicht Vorherverkündete soll mit allen Nebenumständen eintreten, so sehr man sich auch

dagegen sträubt und sich bemühet, sie zu vermeiden und zu hintertreiben, und gerade unser Widerstand muß dazu dienen, die vorhergesagten Umstände herbeizuführen. Dieß setzt nun keine vollständig blinde Nothwendigkeit voraus: der Seher legt den vorhergehenden Wirkungen ihre Ursachen, auch ihre freie menschliche That, ohne sich ihrer bewußt zu sein, in seiner Weissagung zum Grunde und sieht nur den Erfolg. Im Ganzen setzt indessen die Möglichkeit jeglicher Weissagung, wie schon Cicero bemerkt, einen fatalistischen Gang der Begebenheiten voraus, und eben der Glaube an den Einfluß eines günstigen oder ungünstigen Gestirns, der zu allen Zeiten mehr oder weniger die Menschen beherrscht hat, ist es, was der Wahrsagerei, so oft sie auch betrogen haben mag, immer wieder Gehör verschafft. Schon der Prophet des alten Testaments (Jer. 10, 22) behauptet: „Des Menschen Thun steht nicht in seiner Gewalt, und stehet in Niemandes Macht, wie er wandele, oder seinen Gang richte."

2) Gibt es nun Visionen der Zukunft, so muß man noch eher ihr Gegenstück, Visionen aus der Vergangenheit, wie das Erscheinen des h. Ansgarius im Kloster Corvey für möglich halten. Am Natürlichsten zeigen sie sich in gewissen, ihnen angemessenen Umgebungen, welche die Einbildungskraft dafür empfänglich machen, wie auf Kirchhöfen, auf Schlachtfeldern u. s. w. Ebenso soll irgend ein Ueberbleibsel oder ein Stück aus dem Nachlasse eines Verstorbenen, das zufällig zum Vorschein kommt, deren Erscheinen veranlassen können. Einer Wittwe erschien ihr verstorbener Mann, als dessen Rock, der gleich nach dessen Tode eingeschlossen worden war, hervorgeholt wurde. Ein Landammann in der Schweiz sah beim Eintreten in die öffentliche Bibliothek seinen Vorgänger in feierlicher Versammlung, von lauter Verstorbenen umgeben, auf dem Präsidentenstuhle sitzen. Alle diese Erscheinungen treten übrigens stumm auf, und die Reden, welche ihnen zuweilen, wie von der Seherin von Prevorst, etwa beigelegt werden, tragen entweder den Character höchst untergeordneter Geister, oder erscheinen als das Product des eigenen gestörten Gehirns der Seher. Daß sie nicht objectiv im Raume vorhanden sind und nur durch das Traumorgan

vermittelt werden, ergibt sich aus der oft wiederholten Angabe, daß Gespenster durchsichtig sind, daß sie bei versuchter Annäherung verschwinden und daß sie meistens nur unvollendet gestaltet sind und zur Hälfte erscheinen. An die Beispiele von Erscheinungen Verstorbener schließen sich endlich diejenigen von lebenden Personen, besonders sterbenden, welche mitunter sogar an verschiedenen Orten zugleich gesehen werden. Aus der Eigenthümlichkeit sowohl des Somnambulismus, als des zweiten Gesichts, wornach sie sich ansteckend mittheilen, muß erklärt werden, daß zuweilen Visionen von mehreren Personen zugleich gesehen werden. Diese Sympathie mag unter Umständen, wenn sie sich über einander nahe stehende Personen verbreitet, selbst eine unmittelbare Mittheilung von Empfindungen und Gedanken möglich machen: Kinder und sogar Thiere verrathen durch ein dunkles Gefühl die Gesinnungen von Personen, die ihnen geneigt oder feindlich gestimmt sind. Göthe erzählt von zwei Liebenden, welche auf einer Lustfahrt einander Räthsel aufgeben und zuletzt schon in den Gedanken des Andern das Wort lasen, das dieser in ein Räthsel einkleiden wollte. Können Geister einander so nahe treten, so möchte man selbst an der Möglichkeit nicht zweifeln, daß abgeschiedene Geister ihre Verbindung mit uns wieder anknüpfen können.

4) Abgeschiedene Geister müßten, um uns zu erscheinen, ganz in unsere Anschauung treten, der sie sich anzubequemen hätten: die Erscheinung müßte durch uns vermittelt werden und könnte nur durch das Traumorgan zu uns gelangen. Die Schwierigkeiten liegen theils auf unserer Seite, in unsern Organen, theils auf der Seite des Geistes, der ja unkörperlich und demnach nicht im Stande ist, auf uns zu wirken. Oder könnten Geister auch auf Körper, selbst auf leblose Dinge wirken, wie jene Hellseherin durch ihren Willen die Magnetnadel ablenkte? Als vor dreihundert Jahren der Glaube an die Wiederkehr der Todten noch unter den Gelehrten allgemein verbreitet war, behaupteten die Katholiken, daß die Seelen aus dem Fegefeuer nicht selten entlassen würden und namentlich unter der Gestalt von Irrlichtern auf Erden erschienen, wogegen die Protestanten Gespenster für Blendwerke der Engel oder Teufel hielten. Nur

wer die Fortdauer der Seele nach dem Tode läugnet, ist übrigens berechtigt, die absolute Unmöglichkeit ihrer Wiedererscheinung zu behaupten. Ein besonders merkwürdiger Fall, welcher hierher gehört und in neuerer Zeit sich zutrug, verdient hier angeführt zu werden, da er gerichtlich beglaubigt ist. Nach den Verhandlungen des Assisenhofes zu Mainz über die Giftmörderin Margaretha Jäger (Mainz 1835) erschien mehrere Nächte hinter einander ein Geist vor dem Bette der Mörderin und wurde nur von den Mitgefangenen gesehen, während dieselbe schlief, bis sie endlich auch von dieser erblickt wurde, was dieselbe dermaßen erschütterte, daß sie aus freien Stücken sieben Vergiftungen eingestand.

5) Die rationalistischen Theologen haben sich zum Nachtheile des Bibelglaubens viele Mühe gegeben, die Möglichkeit des sogenannten Besessenseins zu bestreiten, ohne eigentlich andere Gründe dagegen anführen zu können, als daß sie dieselbe unbegreiflich finden. Schon zur Erklärung der Erscheinungen des gewöhnlichen Traumes reicht man kaum mit der Annahme aus, daß darin nur ein Ich, das unsrige allein real vorhanden ist, während man alle die demselben widerstrebenden Erscheinungen für bloße Phantome erklärt, wogegen diese im Conflicte doch immer wirksamer sind, als jenes, ja das eigene Ich vor ihnen oft zum Schatten und zum Phantome verschwindet. Der Mensch spielt im Traume, wie im Wahnsinn, eine ganz andere Rolle, als im Leben und nimmt oft einen seinem ursprünglichen ganz entgegengesetzten Charakter an, und eine jungfräuliche Ophelia spricht im Wahnsinn, wie eine schamlose Dirne. Auch bei Besessenen geht die Anschauung vom Innern des Organismus durch das Traumorgan aus in das Gehirn fort und erstreckt sich in umgekehrter Ordnung erst am Ende auf die Sinnennerven, welche also hier zuletzt in Thätigkeit gesetzt, während sie bei der äußern Anschauung zuerst erregt werden. Soll nun hier ein wirkliches Object vorhanden sein, so muß dasselbe, da von ihm die Anschauung ausgeht, mit dem Innern des Organismus in Verbindung getreten sein. Auch das Magnetisiren wird ja durch Einwirkung eines fremden Willens auf den Organismus hervorgebracht und ist demnach nur eine Art des Besessenseins, und Wahrträume, Visionen und Erscheinungen sind analoge That-

sachen, Einflüsse eines fremden Willens auf unsern Organismus. Bei den Griechen und Römern war der Glaube allgemein verbreitet, daß jedem Menschen ein guter und ein böser Dämon zur Seite stehe, der seinen Lebenslauf leite, und die Schriftsteller über das Dämonion des Sokrates faßten diesen Glauben in ein förmliches Dogma, welches indessen nur den Zweck hatte, den Schutzgeistern als Mittelwesen zwischen Menschen und Göttern unter diesen eine Stelle anzuweisen und dadurch einen völlig mythischen Charakter gewann. „Außer dem in den Leib versenkten Theile der Seele bleibt ein anderer, reinerer außerhalb über dem Haupte des Menschen schwebend, als ein Stern sich darstellend und mit Recht Dämon (Genius) genannt, welcher ihn leitet und dem der Weisern folgt," sagt Plutarch (de genio Socratis c. 22). Dieser, aus dem Heidenthume überlieferten, metaphysischen Ansicht bleibt denn auch Paracelsus treu, da er sagt: „Damit aber das Fatum wohl erkannt werde, ist es also, daß jeglicher Mensch einen Geist hat, der außerhalb ihm wohnet und setzt seinen Stuhl in die obern Sterne. Derselbe gebraucht die Bossen (Typen, woher „Bossiren") seines Meisters: derselbige ist der, der da die praesagia vorzeigt und nachzeigt; denn sie bleiben nach diesem. Diese Geister heißen das Fatum. Die wenigen Aeußerungen, die von Sokrates selbst über seinen Dämon bekannt sind, lassen schließen, daß er das menschliche Ahnungsvermögen mit diesem Namen belegte, dem er übrigens bei seinen Unternehmungen nur eine negative Stimme, ein Veto einräumte.

Seit Jahrtausenden, sagt Schopenhauer, dem wir in vorstehender Darstellung im Ganzen gefolgt sind, da wir keine befriedigendere Entwickelung der Theorie der Traumerscheinungen kennen, als die seinige, stehen sich zwei Parteien gegenüber, von denen die eine von dem in das Menschenleben hereinragenden geistigen Einflusse behauptet: „Er ist vorhanden!" und die andern: „Es ist eitel Dunst!" und man kann hinzufügen, daß in jedem Augenblicke, da das Traumorgan seine Erscheinungen dem Cerebral-Leben vorführt, sich in diesem auch schon eine Opposition dagegen erhebt. Wenn die durchaus begreiflichen Wahrheiten sich rasch Bahn brechen und populär werden, so ist nicht minder erwiesen, daß die Mysterien eine mächtige

Anziehungskraft auf den Menſchen ausüben. Gerade im vorigen Jahrhundert, da die Geiſter durch die Philoſophie zum Wahren, alſo zur Entzauberung hingeführt, der Durchſichtigkeit des Möglichen müde wurden, die den Grund jedes Dinges deutlich erkennen läßt, ſuchte man mit verwegenem Vorwitz die Grenzen der wirklichen Welt zu überſchreiten, um in die Welt der trügeriſchen Träume einzutreten. Göthe, ein Zeitgenoſſe dieſer Geiſtesrichtung, der nicht minder von dieſem Drange ergriffen wurde, verkörperte in ſeinem Fauſt dieſe verzehrende Begierde nach der Frucht der Erkenntniß. Die idealiſtiſche Philoſophie that ein Uebriges, um der Welt der Ahnung Conſiſtenz und Berechtigung zu ertheilen. Die Außenwelt iſt, nach der Lehre des Idealismus, zunächſt und unmittelbar nur ein als Vorſtellung gegebenes Product und ein bloßes durch Nervenreiz erregtes und den Geſetzen der ſubjectiven Functionen, den Formen der reinen Sinnlichkeit und des Verſtandes, gemäß entſtandenes Gehirnphänomen, alſo ein Analogon der Welt des Traumes, deren Urſprung und Geſetze nur unerforſchlicher ſind.

JAN-(91891

25228.31
Marchen des Aberglaubens alter und
Widener Library 003022549
3 2044 089 049 852